

Der Missionsarbeitskreis für Berufstätige und Studenten und
der Freundeskreis Amelith e.V.

in Verbindung mit der Evangelischen Erwachsenenbildung (EEB) laden
ein zu einem Wochenendseminar unter dem Thema

CHRISTLICHE VERANTWORTUNG IM SOZIALEN UMBRUCH
Die Kirche in Südafrika und die Verstärkerung

Mit der Entdeckung des Goldfeldes in Johannesburg im Jahr 1886 begann die Entwicklung, die die Mission in Südafrika vor die Probleme der Großstadt stellte. Schon im Mai 1887 hieß es im Hermannsburger Missionsblatt: "Durch die neuentdeckten Goldfelder geht hier eine große Umwälzung mit allen Verhältnissen vor. Nach wenigen Jahrzehnten wird man wohl kaum die alten biederen Zugbauern wiedererkennen. Die Einwanderung von Europäern ist groß; die Zahl mehrt sich täglich um Hunderte. Gebe der Herr, daß diese Einwanderung nicht nachteilig wirken möge auf die Eingebornen und vor allem nicht auf die Mission."

Neben die Missionsstationen auf dem Lande trat 1911 die Goldfeldmission, die auch ein Thema der Konferenz in Salem 1930 war: "Br. Gevers hielt sein Referat über Johannesburg. Er schilderte die mannigfaltigen Nöte unserer dortigen Christen. Er schätzt die Zahl der dortigen Seelen auf über 10000, die wir nicht aufgeben und den dortigen Gefahren des Sündenlebens aussetzen dürfen, und bittet die Gemeinden mit ihren Führern um Hilfe, da er die Arbeit nicht allein bewältigen kann. Auch mangelt es an Geld, um Mitarbeiter anzustellen. Viele fallen infolgedessen ab." Wir wollen hören, was die Kirche in Südafrika heute tut, um die Probleme der Großstadt anzugehen.

Ort: Tagungszentrum Kloster Bursfelde

Beginn: Freitag, 23. November 84 um 18 Uhr (Abendandacht)
Ende: Sonntag, 25. November 84 um 14 Uhr

Referenten:

Wolfgang Kubik, Bibelarbeit über 2. Chronik 7, 12 - 22
Herbert Stegmaier (Umpumulo), Wie werden die künftigen Pastoren der ELCSA auf den sozialen Umbruch vorbereitet?
Fritz Hasselhorn, Die Mission vor der Herausforderung der Stadt (1890 - 1940)

Mitzubringen: Bettwäsche, Bibel, Liederbücher, Musikinstrumente

Anmeldung bis 1.11.1984 bei:

Ute Rodehorst	oder	Ilse Hasselhorn
Humboldtstr. 5		Ostlandstraße 14
3000 Hannover 1		3000 Hannover 72
0511-1242524		0511-514549

Hinweis für MKSB-Mitglieder: Im Rahmen der Freizeit findet am Sonntag eine Mitgliederversammlung des MKSB statt.

OKTOBER 1984

NR. 22

AMELITHER RUNDBRIEF

In Christus -



Hoffnung für die Welt

Mission • Laienarbeit • Jugendarbeit

hrsg. vom Freundeskreis AMELITH e.V.

Andacht zum Abschluß des Familientages in Amelith .	4
Eindrücke vom Familientag in Amelith	6
Bibelarbeit zur Brasilienfreizeit	7
"Jaime Cimenti" - eine brasilianische Erzählung ...	9
Die Barmer Theologische Erklärung	13
1933 - Wie konnte das geschehen (ein persönlicher Bericht)	17
Bekennen und Erkennen - Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft	26
Vom Zwang zu leben	30
Aus dem Alltag eines Hauskreises	34
Zur Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes 1984	35
Zur Einheit der lutherischen Kirchen im südlichen Afrika	37
Debatte und Beschlüsse von Budapest	39
Gebets- und Fastentage in Südafrika	40
Südafrika für Leseratten	43
Kirchbauprojekt '84 in Mogwase/Bophuthatswana	46
Christliche Verantwortung im sozialen Umbruch	48
	--

AMELITHER RUNDBRIEF NR . 22 / OKTOBER 1984

Herausgegeben vom Freundeskreis Amelith e.V.
c/o Bernhard Hecke, Glockenstr. 7, 3418 Uslar 1

Der Rundbrief wird auf Wunsch zugesandt.
Er ist kostenlos (Über Unkostenbeiträge freuen wir uns!!).

Zusammenstellung dieser Ausgabe:

Otto Fischer, Fritz Hasselhorn, Uwe Klose, Bernd Krüger

Versand: Otto Fischer, Alte Uslarer Str. 18b, 3414 Hardegsen

Hausbelegung: (Göttinger Haus in Amelith) Bernd Schiepel 05509/1825

Schriftleitung und Redaktionsanschrift:

Bernd Krüger, Planckstr. 7, 34 Göttingen

Druck: Kinzel, Wendenstr. 5b, 34 Göttingen

Konto: für zweckgebundene und freie Spenden, Mitgliedsbeiträge und Übernachtungsgebühren für Amelith

Postscheckamt Hannover 4885 51-306 (Freundeskreis Amelith)

§3 (1) der Satzung des Freundeskreises:

"Der Freundeskreis Amelith fördert Laien- und Jugendarbeit der ev.-luth. Kirche zur Verkündigung des Evangeliums in den Gemeinden und zur Arbeit in der äußeren Mission."

Auf Wunsch werden Spendenquittungen ausgestellt..

Liebe Leser!

„Was lange währt – wird endlich gut“. So heißt es und wir hoffen, daß es mit dem neuen Freundesbrief auch wirklich so ist. Daß diesmal eine längere Pause zwischen den Briefen liegt, hängt mit den Sommerferien zusammen. Wir waren in der Redaktion der Meinung, daß es besser wäre, kurz vor den Ferien auf eine Ausgabe zu verzichten, dafür aber im Herbst ausführlich zu berichten. Wenn Ihr Euch den Brief anschaut, läßt sich diesmal bestimmt sagen: „Was lange währt – wird endlich dick“.

So gibt es eine Menge Berichte in dieser Ausgabe, aber auch zwei Schwerpunktthemen. Da ist einmal „50 Jahre Barmen“ mit Gedanken über die Barmer Thesen (S. 13), einem eindrücklichen Bericht des verstorbenen Alt-Präses der Rheinischen Landeskirche, wie er als damals 16 jähriger „Barmer“ erlebte, und eindrücklichen Auszügen aus Briefen und Aufzeichnungen aus nationalsozialistischer Haft (S. 26).

Zweites Schwerpunktthema ist die 7. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Budapest vom 22. Juli bis 5. August dieses Jahres. 322 Mitglieder waren unter dem Thema „In Christus – Hoffnung für die Welt“ zum ersten Mal in einem sozialistischen Land Mittel- und Osteuropas zusammengekommen. Einem Bericht (S. 35) folgen Beschlüsse und Debatten des LWB (S. 39). Auf S. 37 drucken wir die Erklärung des Ev.Luth. Missionswerkes in Niedersachsen „Zur Einheit der lutherischen Kirchen im südlichen Afrika“ ab.

Zu der Brasilien-Freizeit mit Gudrun und Friedel Fische Anfang August liegt uns leider (noch) kein Bericht vor. Wir hoffen in der nächsten Ausgabe ausführlich darüber berichten zu können.

Dank an dieser Stelle noch einmal allen, die uns mit ihren Beiträgen halfen, diesen Freundesbrief in der vorliegenden Form zu realisieren.

BK

Mitarbeiter dieses Rundbriefes :

Günther Hein, Zierenbergstraße 34, 3200 Hildesheim
Ilse Hasselhorn, Ostlandstr. 14, 3000 Hannover
Otto Fischer, Alte Uslarer Str. 18b, 3414 Hardegsen
Birgit Heimbürg, Böttinger Str.3 , 3400 Göttingen
Dirk Wegener, Am Himmelsstieg 136, 3400 Göttingen
Sven Kregel, Von-Baar-Str. 26, 3400 Göttingen
Uwe Klose, Hauptstr. 91/42, 8520 Erlangen
Fritz Haselhorn, Ostlandstr. 14, 3000 Hannover
Anke Schopf, Gerberstr. 20, 3400 Göttingen
Bertram Heyn, Neustadt 16, 3400 Göttingen

ANDACHT ZUM ABSCHLUSS DES FAMILIENTAGES IN AMELITH
AM 8.7.1984

Als ich aufgefordert wurde, am heutigen Amelither Jubiläumstag die Abschlußandacht zu halten, dachte ich so- gleich zurück an meine erste Begegnung mit Amelith, an eine Freizeit zum Thema "Stadt", auf der wir - ein Gesprächskreis aus Hannover - uns mit der Frage nach der Zukunft der Religion in der Großstadt auseinandersetzten. Eine Beschäftigung mit dem Thema Großstadt im "letzten Dorf" hinten im Solling, das erschien uns damals nahezu paradox. Handelte es sich dabei nicht um eine Flucht aus der Realität in die Idylle?

Heute meine ich: Das ist kein Widerspruch. Ja, Amelith und andere "zurückgezogene Orte" wie z.B. auch Bursfelde hier in der Nähe können Orte des NACHDENKENS über uns und die Welt sein. Dieses Nach-Denken braucht Distanz zum Alltag, denn nur aus einem gewissen Abstand heraus gewinnen wir den nötigen "Überblick" und können unser alltägliches Leben relativieren und vielleicht auch korrigieren.

Wichtig scheint mir dabei, daß dieses Nachdenken nicht nur um uns selbst kreist oder daß wir nur noch das gemütliche Gruppenleben mit Sauna und Kamin als Entspannung vom Alltag suchen - das sicher auch -, sondern, daß unser Nachdenken eine weltweite Dimension bekommt und behält.

Hierzu passen m.E. sehr gut die LOSUNGSTEXTE für den heutigen Tag:

"Ich will einige von ihnen, die errettet sind, zu den Völkern senden, wo man nichts von mir gehört hat; und sie sollen meine Herrlichkeit unter den Völkern verkündigen."

Jesaja 66, 19

"Christus hat mich gesandt, das Evangelium zu predigen; nicht mit klugen Worten, auf daß nicht das Kreuz Christi zunichte werde."

1. Korinther 1, 17

Weltweite Dimension unseres Glaubens, d.h. Predigt des Evangeliums vor allen Völkern, und das ist mit dem Aufgabebereich MISSION UND ÖKUMENE im Freundeskreis ja auch bewußt betont worden. Wir haben uns verpflichtet, die Arbeit "unserer Leute" in Südafrika, Brasilien und

anderswo mitzubedenken und mitzutragen - sowohl geistlich wie geistig und natürlich materiell. Das bedeutet nun aber für uns, daß wir uns mit der Situation der Menschen in Südafrika und Brasilien (um nur bei diesen Beispielen zu bleiben) beschäftigen und uns fragen, was es heißt, in deren Situation hinein "die Herrlichkeit des Herrn zu verkünden" - wie Jesaja es ausdrückt.

Und es bedeutet, daß wir uns fragen, inwieweit wir vielleicht mit der Situation - mit den vielfach ungerechten und für uns unglaublichen Verhältnissen - in diesen Ländern zusammenhängen. Muß nicht "die Herrlichkeit des Herrn" bei uns zuerst noch ganz anders - eben glaubwürdiger - gelebt werden? Müssen unsere Gemeinden nicht viel lebendiger und im Sinne weltweiter Solidarität engagierter werden als sie es sind? Aus der Ökumene ergehen jedenfalls ernsthafte Anfragen gerade an die deutsche Kirche, inwieweit sie es z.B. mit den im letzten Jahr in der Erklärung von Vancouver formulierten Forderungen nach "FRIEDEN UND GERECHTIGKEIT" ernst meint.

Amelith könnte ein Ort unter anderen sein, wo wir uns auf weltweite Ökumenische Lernprozesse einlassen können, wo wir die "Reformation" unserer Kirche in Richtung auf lebendige Gemeinde bedenken können, ein Ort, wo wir natürlich auch über uns und unser Verhältnis zu Gott nachdenken oder auch einmal bzw. häufiger mehr oder weniger ausgelassen (je nach Temperament) feiern können. Feiern, d.h., der HERRLICHKEIT DES HERRN - von der im Losungstext die Rede ist - einmal unbeschwert Ausdruck zu geben und sie in der Gemeinschaft zu genießen - wie heute an diesem schönen Sonntag hier in Amelith.

Günther Hein

*****4*****

WENN EINER ALLEIN TRÄUMT
IST ES NUR EIN TRAUM,
WENN VIELE GEMEINSAM TRÄUMEN,
IST DAS DER ANFANG EINER NEUEN WIRKLICHKEIT.

BRASILIANISCHES SPRICHWORT

EINDRÜCKE VOM FAMILIENTAG IN AMELITH AM 8. JULI

Wer die Idee hatte, das zehnjährige Bestehen des Göttinger Hauses in Amelith mit einem Familientag zu feiern, weiß ich nicht. Bereits im Frühjahr wurde vom Familientag gesprochen, aber konkreter wurde es erst, als ein kleines Vorbereitungs-komitee sich Anfang Juni in Offensen traf. Hier wurde das Programm aufgestellt und die einzelnen Aufgaben verteilt. In Hardeggen ging es dann noch einmal um den Unterhaltungsteil.

Am 7. Juli fand sich eine kleine Schar früh in Amelith ein, um Einkäufe zu erledigen, den Putz zu erneuern, die Kothen aufzubauen und aus Steinen und Holzbrettern Bänke zu bauen. Über das Wetter freuten wir uns am meisten. Tage-, ja wochenlang hatte es geregnet und gerade dieses Wochenende sollte für uns rundum schön werden. So schwitzten die Kothenbauer am Nachmittag, denn die sieben bis zehn Meter langen Baumstämme für unsere Zwei-Kothen-Konstruktion mußten gestützt, gestemmt und im Gleichgewicht gehalten werden. Ohne den vierten Mann, der gerade zur rechten Zeit mit dem Fahrrad ankam, hätte es wohl nicht geklappt. Am Samstagabend stand dann endlich das Zelt und wir gingen früh zu Bett.

Sonntagmorgen war die kleine Kapelle in Amelith bis auf den letzten Platz besetzt. Der Pastor mußte sich schließlich auf den Gesangbuchständer setzen. Im Gottesdienst waren nicht nur Ältere, sondern auch viele Kinder. Günther Gennerich hielt nun keine allsonntägliche Predigt, sondern verband die Geschichte des Hauses zum Jubiläum mit den Möglichkeiten zur Entfaltung des geistlichen Lebens, die das Haus bietet.

Nach dem Gottesdienst ging es zum Sportplatz, wo wir uns begrüßten, erzählten und Erlebnisse austauschten. Nach dem Eintopfen, das gerade reichte, auch wenn einige vergebens auf Nachschlag hofften, wurden vier Themen vorgestellt:

- I. Sprachstudium von Angelika Krug in Südafrika
- II. Bericht über die Gemeinde in Ariqueemes/Brasilien
- III. Kirchbauprojekt in Südafrika
- IV. Gesprächskreis über Junge-Erwachsenen-Arbeit.

Anschließend suchte man sich eine Gruppe aus, um ein Thema zu vertiefen. Gleichzeitig lief für die Kinder ein Flaschenklebe- und -malprogramm, bei dem auch die Kleinsten Spaß am Gestalten der Flaschen mit den Fingern hatten. Die Flaschen dienten später als Ziele für das Ringewerfen. Der restliche Nachmittag war ausgefüllt mit vielen Gesprächen von Jung und Alt und mit einer Kuchenschlacht. Es war ein Stück Gemeinschaft entstanden, auch gerade deshalb, weil viele Hände halfen beim Aufbau, Abbau, Abwaschen, Kuchenbacken und der Gestaltung des Tages. Zum Abschluß bildeten wir einen großen Kreis und Günther Hein hielt uns eine Andacht.

Ich habe es als sehr schön empfunden, viele Gespräche führen zu können mit Menschen, die ich sonst nur kurz oder gar nicht sehe. Für den Freundeskreis war es etwas ganz Neues, eine Veranstaltung durchzuführen, die auch offen war für Familien mit kleinen Kindern und älteren Menschen (Die älteste Teilnehmerin war 82 Jahre alt und der jüngste 2). Gerade solche Leute können nicht ein ganzes Wochenende auf eine Freizeit fahren. Vielleicht kann dieser Anfang ja fortgesetzt werden.

Ilse Hasselhorn

Bibelarbeit zur Brasilienfreizeit (2. Kor. 8 und 9):

DER KOLLEKTENBRIEF DES PAULUS

Paulus wendet sich mit seinem Kollektenbrief an die Korinther, nachdem es zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen war. Er hatte mündliche und schriftliche Versuche unternommen, um die Zwistigkeiten beizulegen. Einiges wird in den Briefen abgehandelt, anderes steht zwischen den Zeilen oder in anderen Berichten. Der Tränenbrief (1. Kor.) und der Versöhnungsbrief (2. Kor. 2. 5-11) sind Belege für den guten Ausgang des Streites.

Ich möchte der Betrachtung der beiden Kapitel einige Sätze voranstellen, die uns vielleicht auch beim Gespräch helfen:

1. Es geht Paulus nicht nur um die soziale Seite der Kollekte.
2. Die Korinther stehen nicht allein, sondern in der Gemeinschaft der christlichen Gemeinden, auch in der Verantwortung dafür.
3. Paulus schickt nicht nur die Sammler, sondern auch bevollmächtigte Prediger.
4. Das Geben hat Grund und Ursache, nämlich Gottes Handeln an uns.
5. Die Beschenkten wissen sich in Gemeinschaft mit den vom Evangelium Ergriffenen und preisen Gott dafür.

Über die Kollekte der Korinther wissen wir auch aus dem Galater-Brief (2,10): "Sie baten nur, daß wir die verarmte Gemeinde in Jerusalem unterstützen." Ein Liebesdienst oder eine soziale Tat. Im Römerbrief erfährt diese Spendenaktion aus Mazedonien und Achaia eine neue Dimension (15,25ff.): "Sie (die Gemeinden in M. und A.) stehen in deren Schuld. Die Christen in Jerusalem haben ihre geistlichen Gaben mit diesen Völkern geteilt, dafür müssen die anderen Völker ihnen mit irdischen Gaben aushelfen."

Unser Kapitel 8 beginnt mit der vorsichtigen Argumentation: In welcher schwieriger Situation haben die Gemeinden in Mazedonien die Sammlung begonnen. Aber "... im Gehorsam gegen Gott schenken sie sich selbst." Titus, ein der Gemeinde Vertrauter, wird die Gemeinde besuchen und bei der Vollendung des Werkes helfen.

Nach der harten Auseinandersetzung mit den Korinthern und seinen Widersachern dort spürt man etwas von Versöhnung, wenn Paulus schreibt: "Ihr habt alles im Überfluß: Glauben, kraftvolles Wort, Erkenntnis, guten Willen, gegenseitige Liebe." Das ist Reichtum, aus dem heraus Paulus die Korinther motivieren möchte

Paulus ist mit Befehlen und Anordnungen bei den Korinthern vorsichtig geworden. Er weist auf die Hilfsbereitschaft anderer hin und appelliert an die Ernsthaftigkeit der Liebe. Das Argument ist nicht die Hilfsbedürftigkeit anderer. Nein, Grund und Ursache sind andere: "Christus war reich und wurde arm, damit wir reich werden."

Der Plan und Anfang der Sammlung waren schon gelegt. Aber durch Unsicherheit und Streit war alles auf Eis gelegt. Deshalb gibt Paulus den erneuten Anstoß und an anderer Stelle (8,24) die Anmahnung: "Straft mich nicht Lügen. Ich habe euch bei anderen gelobt. Andere wissen davon, was ihr zugesagt habt. Die Gemeinden in Jerusalem, Rom, Galatien. Ihr tragt Verantwortung. Löst sie ein."

"Die Verantwortung muß euch aber nicht erdrücken." Paulus baut hier ein Modell des Ausgleichs und Austausches:

- Der Ausgleich kann verschiedene Gaben betreffen.
- Der Austausch macht die Geber nicht zu anonymen Gebern, die

Empfänger haben ein konkretes Gegenüber.

- Hier werden lebendige Beziehungen aufgebaut, die einen gemeinsamen Grund haben.

Nicht von ungefähr wird an dieser Stelle (8,16ff.) von Titus erzählt. Titus, der Vertraute, Bekannte, der ein Bindeglied sein kann. Er wird von einem Bruder begleitet, der ein eifriger und anerkannter Prediger der Guten Nachricht von Jesus Christus ist, der etwas weiß von Grund und Ursache der christlichen Gemeinde. Und noch ein anderer Bote wird mitkommen, ein Beauftragter anderer Gemeinden. Er hat Gutes von den Korinthern gehört und wird sicherlich seiner Gemeinde berichten sollen. Paulus schickt damit sehr unterschiedliche Boten:

- Einen Freund, der manchen Pate gestanden hat bei eigenen Glaubenserfahrungen und -fragen.
- Einen eifrigen Verfechter der Guten Nachricht Jesu Christi.
- Einen Gesandten anderer Gemeinden, die genau wie die Korinther am Anfang eines Lebens mit Jesus stehen.

Nicht ganz uneigennützig verbindet Paulus mit der Aussendung dieser Boten den Wunsch, daß die gute Absicht im Vordergrund steht, damit nicht wieder Übelmeinende an der Person des Paulus Anstoß nehmen.

Das Kapitel 9 setzt wieder neu ein. Vermutlich ist es auch ein neuer Brief, der nur von dem Redakteur an dieser Stelle eingefügt ist. Hier bestätigt Paulus, daß er den Mazedoniern von der Sammlung erzählt hat und daß auch Erwartungen da sind.

So ganz sicher scheint sich Paulus aber nicht gewesen sein über die Treue der Korinther oder über seine Einschätzung der Lage. "Wie stehen wir denn wohl da, wenn es nicht klappt? Ich will euch nicht in Verlegenheit bringen und mich auch nicht. Darum schicke ich die Boten voraus."

Diese Boten werden nicht moralisch drücken, sondern echt motivieren: "Man soll es der Spende anmerken, da sie aus dankbarem Herzen kommt und nicht eine erzwungene Abgabe ist."

Der Begriff Steuer oder Abgabe taucht mehrere Male auf. Sicherlich war er ein Diskussionspunkt beim Apostelkonvent in Jerusalem (Gal. 2). Die Steuer der Diaspora-Juden an Jerusalem wurde als Modell für die Christen abgelehnt. Es sollte keine Steuer der Heidenchristen an die Judenchristen geben. Die Spende war freiwillig. Es soll jeder so viel geben, wie er sich vorgenommen hat. Also ein bewußtes Geben.

Das Bild vom Säen und Ernten kommt gleich zweimal vor. Paulus macht deutlich, wo Grund und Ursache für unser Wohlergehen und unseren Reichtum liegen. Gott ist die Ursache: "Er kann euch so reich machen..." "Er wird euch so reich machen ..."

Im letzten Abschnitt seines Kollektenbriefes schließt Paulus den Kreis. Der Dank für die empfangenen Gaben wird vor Gott gebracht. Im Vers 9,12 rückt Paulus nochmals ganz grade: "Es geht ja bei diesem Liebesdienst nicht nur darum, der Gemeinde in Jerusalem zu helfen. Noch wichtiger ist, daß viele Menschen Gott dafür danken." Es geht in der Ermahnung immer darum, daß Spenden im rechten Verständnis geschieht. Die Beschenkten wissen, daß die Geber treu und fest zur Guten Nachricht Gottes (als Ursache und Basis ihres Handelns) stehen und danken Gott dafür. Die Beschenkten erfahren zweimal die Gnade Gottes. Zum einen an sich selbst durch die empfangenen Gaben und zum anderen im Wissen, daß die Geber sie in so reichlichem Maß erfahren haben.

Diese erfahrene Gnade ist Grund für Dank und Fürbitte. Und für den Wunsch, Gemeinschaft mit den Gebern zu haben: "Laßt uns Gott danken für sein Geschenk! Er ist so groß, daß man es nicht beschreiben kann."

Die Erzählung von Jaime Cimenti wurde im Zusammenhang mit einem Laienschreibwettbewerb bekannt und preisgekrönt. Sie stammt aus der Feder eines einfachen Arbeiters, der zuvor selten geschrieben und nie etwas veröffentlicht hatte. Ich meine, daß sich die Herkunft der Geschichte tatsächlich in ihrem Stil widerspiegelt. Der Autor schreibt in knapper Form, mit Hilfe einfacher Worte, ohne jede literarische Umständlichkeit oder Verschnörkelung, das ihm Wesentliche nieder. Auf mich wirkt sie fast kurzatmig, so als ob Cimenti wenig Zeit hatte, vielleicht erst nach Feierabend zur Feder griff und schon erschöpft nach Ausdruck suchen mußte. Als ich die Erzählung das erste Mal las, auf Portugiesisch, zog sie mich sofort in ihren Bann und löste Betroffenheit aus. Wurde hierin nicht treffend die Situation von Anildo und so vieler anderer Schuharbeiter in Campo Bom dargestellt? Ähnlich dem "Ich" der Geschichte war auch Anildo (wildentschlossen der unerträglichen Armut und Rückständigkeit auf dem Lande zu entrinnen) mit Unbefangenheit und Neugier nach Campo Bom, in die Bildung und Wohlstand versprechende Stadt gezogen und dort in das "schwarze Gebäude" Schuhfabrik gestolpert. Über Jahre hinweg hatte er sich anpassen müssen an einen immer härter werdenden Arbeitsstil, der einzig darauf ausgerichtet war und ist, möglichst hohe Profite zu machen. Und das auf Kosten von Menschen, deren Arbeits- und Lebenskraft bis aufs Letzte hemmungslos ausgenutzt wird.

BIRGIT HEIMBURG

JAIME CIMENTI

04765312378

Ich fühlte oder registrierte nicht das geringste Anzeichen von Befremdung als sie mich einluden, zu dem gigantischen schwarzen Gebäude zu gehen. Ich war jung, naiv, gefügig und das Gebäude erschien mir sehr anziehend von außen betrachtet. Die Dutzende geschlossener Fenster, das schwarze Milchglas der hohen Wände, und die Tür, blau-weiß-rot mit Sternchen *, erzeugten in mir Neugierde. Ich ging rein. Auch beeindruckte es mich nicht, in Räume mit weißen Wänden und Möbeln zu treten. Dort baten sie mich, meine Kleider auszuziehen. Ein Junge brachte mir Schuhe und Kleider und übergab mir eine nummerierte Karte: 'Männer mit sehr heller Haut und in Uniform prüften Millimeter für Millimeter meine Füße, Knie, Ellenbogen und Hände. Sie forderten mich höflich auf, stehen zu bleiben, die Arme zu heben, die Finger zu strecken und untersuchten meinen ganzen Körper. Mit seinen Fingerspitzen betastete ein Mann die Muskeln meiner Arme, Beine und Rücken. Er schrieb danach mit roter Tinte ein O.K. auf meine Brust. Andere Männer kamen und schnitten mir fast alles Haar ab, meine Achselbehaarung, die Finger- und Zehennägel und rasierten behutsam mein Gesicht.

* Was könnte das bedeuten ???

Sie forderten mich freundlich auf, ein Bad zu nehmen. Ich badete. Danach besprühten sie mich von Kopf bis Fuß mit stark duftendem Deodorant (Zitrone), gaben mir eine Unterhose, Stock schwarze Schuhen und einen grauen Overall. Fertig angezogen bemerkte ich eine Nummer, die links auf Höhe meines Herzens eingedruckt war: 04765312378

Sie führten mich zu einem anderen Raum. Ein Mann signalisierte mir, mich hinzusetzen und den Mund zu öffnen. Er zog mir drei Zähne und flickte vier Zähne. Er drückte auf einen Klingelknopf, und ein Junge in orangem Overall erschien. Der nahm mich am Arm und brachte mich in einen grauen Raum. Dort bat mich ein älterer Herr mit graumelierten Schläfen, kleinen Augen hinter dicken Brillengläsern, dass ich mich auf ein Sofa lege und ausruhe. Er fragte mich mit ernster Stimme, beruhigend, ob ich in meiner Kindheit glücklich war, ob ich masturbiert hätte, ob meine Eltern sich gestritten hätten, ob ich in der Schule Probleme hatte, ob ich mich mit meiner Frau gut verstehe, ob ich meine Kinder gerne habe, ob ich gerne arbeite, ob ich mit der Regierung einverstanden bin, ob ich irgendeine schlechte Angewohnheit habe und ob ich mich weiterhin ins Unternehmen einpassen will. Danach sagte er noch, dass ich mich anpassen müsse und nicht die Firma an mich. Er wünschte mir gute Arbeit und entschuldigte sich. Ich wurde zu Kantine geschickt. Sie brachten mir bei, wie man die Knöpfe der Maschine bedient, aus der das Aluminiumtablett mit Brot, schwarzen Bohnen und Kartoffeln, garniert mit Gemüse und Mais herauskam. Aus einer anderen Maschine holte ich mir ein Glas Milch. Ich verzog nur etwas meine Mundwinkel, weil das Essen mir nicht schmeckte. Der Junge neben mir schaute mich an und sagte mit metallener Stimme, ich solle ja gut essen, denn ich würde das noch brauchen. Er sagte auch, dass ich mich an diese Kost gewöhne. Ich gewöhnte mich daran und verzog keine Miene mehr.

Vor dem Essen hatten sie mir gesagt, dass ich mich fünfzehn Minuten ausruhen darf, bevor ich dem Chef vorgestellt werde. Danach sollte ich dann mit der Arbeit anfangen.

Blaue Augen, blond, gross, muskulös, sommersprossig, grüne Uniform; der Chef grunzte ein "Guten Tag", gefühllos, drückte meine rechte Hand mit Gewalt. Er sprach schnell mechanisch und kühl fünf Minuten über die Hausordnung des Unternehmens, sagte, dass er keine Probleme haben will und zeigte mir ohne Zögern, wie ich die Kartons stapeln muss. Er fragte mich nichts, ich sagte und fragte nichts. Es war meine erste Anstellung, ich war darauf angewiesen. Sie würden mir zahlen und ich merkte, dass es nichts brachte, Fragen zu stellen zu dem, was ich da tun musste. Die anderen Stapler sagten nichts. Ich folgte ihrem Beispiel. Schweigend stapelten wir Kartons, acht Stunden täglich. Die Kartons waren rechtwinklig und blau, niemals habe ich erfahren, was in ihnen war. Die Lastwagen kamen an und fuhren ab, holten und brachten sie. Niemals wusste ich, von wo sie kamen und wohin sie fuhren. Die LKW-Fahrer erfüllten ihre Aufträge. Sie sagten nichts dazu. Während der Abfertigung hörten wir nur das dumpfe Geräusch der Motoren und den Krach, der durch das Stapeln und Entladen der Kartons verursacht wurde. Jeder erfüllte seinen Auftrag, kommentarlos. Die Firma verbot Unterhaltung während des Dienstes. Wir gehorchten den Verordnungen. Am Ende des Tages heulte die Sirene. Stumm und müde schlichen wir weg.

Eines Montagmorgens lasen wir auf einem Schild die Anweisung, dass wir samstags arbeiten würden. Der neue Stundenplan war bereits festgelegt. Die Firma war dazu gezwungen. Wir würden ein wenig mehr verdienen. Ich erinnerte mich, dass wir die Ordnung widerspruchslos befolgen sollten. Gehorsam, stumm setzten wir unsere Arbeit fort. Eine Zeit danach erhielten wir einen Brief indem stand, dass wir auch sonntags Abfertigungen hätten. Wir machten nichts. Einer der Stapler berief eine Versammlung ein. Das war noch nie passiert, Er wurde dann von sechs bewaffneten Männern herausgeworfen. Sie trugen graue Uniformen und gehörten zur Sicherheitsabteilung der Firma. Wir sahen ihn niemals wieder. Das soll euch eine Lehre sein! waren die Worte des Chefs. Wir waren daran gewöhnt, unsere Arbeit zu tun, ohne mit der Wimper zu zucken oder unseren Mund zu öffnen. Auch als wir den Befehl erhielten, nachts zu arbeiten und dafür ein wenig mehr Geld zu verdienen. Keiner von uns bat um irgendeine Sache, niemand sagte irgendetwas und die Zeit verging, fast unvermeidlich.

Wir stapelten bis Mitternacht, schweigend, und gingen dann in unsere Häuser. In unseren Augen, Herzen und Köpfen wuchs die Resignation. Monatlich wurden wir in den Räumen mit den weißen Wänden untersucht, und an einem gewissen Abend sagten sie uns, dass wir keine Untersuchung und keine Arbeit hätten, aber dass wir vollzählig in den weißen Räumen erscheinen müssten. Sie ordneten an, dass wir uns hintereinander aufstellen und nacheinander in das Untersuchungszimmer eintreten. Männer und Frauen in weißen Kitteln lächelten und baten uns, ganz behutsam den Arm auszustrecken. Sie schnitzten unsere Haut und zogen rotes Blut heraus. Wir machten dies ein-, zwei-, drei-, viele Male. Wir gewöhnten uns daran. Wir fühlten uns etwas geschwächt, müde, aber wir arbeiteten weiter. Niemals wussten wir, wozu das Blut abgenommen wurde, wohin es ging, viel weniger noch, was daraus gemacht wurde. Wir fragten nie. Niemand beantwortete unsere Fragen. Es verging einige Zeit. Wir erhielten einen Brief von der Gesellschaft, der Erklärungen enthielt über den grossen Zeitverlust, der durch das Kommen und Gehen von unseren Häusern zum Arbeitsplatz verursacht wurde. Die Gesellschaft, sensibilisiert für dieses ernste Problem seiner Beschäftigten, werde das Gelände neben dem schwarzen Gebäude kaufen und darauf eine Schlafhalle für alle bauen. So, den Worten des Briefes entsprechend, werden unsere noblen und wertvollen Beschäftigten keine Zeit mehr durch das Kommen und Gehen verlieren. Großzügiger weise hatte die Gesellschaft auch beschlossen, unsere Löhne anzuheben und eine wöchentliche Pause zu veranschlagen, in der wir unsere Frauen und Kinder besuchen könnten. Eines Nachts jedoch, als ich mich schlafen legte, entdeckte ich unter meinem Kopfkissen ein kleines Buch. Die Firma hatte das Lesen, von Büchern verboten. Ich legte das Kissen wieder auf das Buch und schlief ein. Ich wachte früh auf, sehr viel früher als sonst. Alle schliefen noch in den Hunderten von Betten rings um mich. Es war ein Frühlingstag, die Luft war mild und klar, der Himmel war tiefblau, und ich spürte Grünes und Blumen in mir wachsen. Ich nutzte das Licht der Sonne, das zu mir durch das Fenster drang und begann zu lesen. Als die Sirene heulte, versteckte ich rasch das Büchlein, ordnete mein Bett und ging zur Arbeit. Das war kein normaler Arbeitstag. Etwas in mir war anders geworden.

Ich wußte nicht genau, was, aber ich spürte, daß es etwas Neues in mir gab. Am nächsten Morgen wachte ich früher auf und las einige Seiten. Und auch dieser Tag war anders als die anderen Tage. Ein Ereignis neuer Arme, neuer Beine und neuer Seele hatte mich gepackt. Abgeklärt wie ich war, dachte ich, daß dies eine vorübergehende Erscheinung sei. Sie war es nicht. Tagtäglich, Seite für Seite wuchs die Kraft in mir, breitete sich aus. Schon sah ich alles mit anderen Augen, schon fühlte ich mich unterschieden von den anderen. Ich dachte nach, Eines Tages weckte ich einen meiner Kollegen, um mich mit ihm über das Buch und die in mir geschehenen Dinge unterhalten zu können. Ich sprach über die Verwandlungen, über die möglichen Konsequenzen, über die Lust, etwas anderes zu tun, über die dann eintreffenden Veränderungen. Er verstand nichts. Schläfrig sagte er, ich solle wieder auf die Füße kommen, daß es verboten sei, in der Firma zu lesen, daß ich einen Rausschmiss riskieren würde. Er würde aber mit niemandem über diese Sache sprechen, um Probleme zu vermeiden. Er sagte schließlich, daß er schlafen wolle. Am Ende des Tages zeigte ich niemandem sonst das Buch und sprach nicht mehr darüber. Ich las es weiter, und dachte über all die in dem schwarzen Gebäude verbrachten Jahre nach. Ich erinnere mich, daß meine ersten Gedanken voller Wut, Revolte gegen die Situation waren. Nach einiger Zeit waren meine Gedanken und Ideen schon andere. Ich dachte darüber nach, was positiv war, was ich aus dieser Erfahrung lernen könnte. Meine letzten Gedanken waren voller Frieden. Es waren Gedanken, die die guten und schlechten Seiten mit Ruhe, ja fast mit Gelassenheit betrachten konnten. Und eines sonnigen Morgens stand ich auf, so als würde ich mich zum ersten Mal erheben, so als ob ich neu geboren würde. Ruhig zog ich mir Schuhe, Unterhose, Socken an und grauen Overall. Ich schlich auf Zehenspitzen, steckte das Buch behutsam unter das Kopfkissen eines Kollegen, benutzte den Schlaf der Wärter, um an ihnen vorbei auf die Straße zu gelangen. Das ging ohne große Probleme. Draußen setzte ich mich auf den Rasen vor das gigantische schwarze Gebäude. Ich betrachtete es. Ich fand nicht mehr anziehend und es erweckte in mir keine Neugierde mehr. Ich hatte schon nichts mehr mit dem Gebäude zu schaffen. Ich fühlte, daß es Zeit ist zu leben, Zeit, um das Licht am Ende des Tunnels zu erkennen. Ich hatte Lust zu springen und zu schreien, mich zu empören, alles zu zerbrechen, was vor mir stand. Aber nach kurzer Zeit verschwand die Lust daran. Ich verließ den Ort und schlenderte einfach die Straße entlang. Ruhig, frei.

(ÜBERSETZT AUS DEM PORTUGIESISCHEN
VON BIRGIT HEIMBURG)

Du SIEHST DINGE UND FRAGST:
"WARUM?" ABER ICH TRÄUME von
Dingen, DIE ES NIE GEGEBEN HAT
UND sage: „Warum NICHT?“

GEORGE BERNHARD SHAW

Synodal-Laien und Theologen lutherischer, unierter und reformierter Herkunft beschlossen am 31. Mai 1934 im Rahmen der Bekenntnissynode in Barmen die "Theologische Erklärung zur gegenwärtigen Lage der Deutschen Evangelischen Kirche". Im Folgenden wollen wir einige Gedanken zum Verständnis der Barmer Thesen und die Erklärung selber im Wortlaut abdrucken.

Um die Situation, in der die Barmer Thesen auf der Bekenntnissynode verabschiedet wurden, zu verstehen, ist es nötig, sich die gesellschafts- und kirchenpolitische Lage der Jahre 1933/34 klarzumachen. Bei den Kirchenwahlen im Sommer 1933 hatten die "Deutschen Christen" rund 70 Prozent der Stimmen bekommen, obwohl - oder gerade weil (?) sie eine enge Verbindung von Christentum und Nationalsozialismus propagierten: "Wir fordern die sinngemäße Gleichschaltung der empirischen Kirche mit dem Volksstaat der nationalen Revolution und damit eine Reform der evangelischen Kirche an Haupt und Gliedern".

Die "braune Synode" beschloß in ihrer ersten Sitzung nach den Kirchenwahlen im September 1933 einen Arierparagrafen für die kirchlichen Beamten; es wurde also das im März des Jahres erlassene Gesetz über den Ausschuß nichtarischer, jüdischer Beamter aus dem Staatsdienst übernommen. Somit sollte ein "rückhaltloses Eintreten der Pfarrerschaft für den neuen Staat" gewährleistet werden. Aber selber für Deutsche Christen (DC) waren Aussagen wie "Verkündigung der heldischen Jesusgestalt als Grundlage eines artgemäßen Christentums" teilweise überzogen. Die politischen Gebote der Stunde wurden zum Maßstab kirchlichen Bekennens und Handelns, das der Staat immer mehr in eigene Regie nehmen wollte.

Vor diesem Hintergrund fällt auf, dass in den Barmer Thesen politische Fragen nicht im Zentrum stehen. "Wir sind keine Rebellen. Wenn wir um die Freiheit auf kirchlichen Auftrages kämpfen, dann meinen wir grundsätzlich etwas anderes, als das, was die vergangene Zeit meinte, wenn sie von der Freiheit des Menschen sprach. Wenn wir betonen, daß die Gemeinde nicht mundtot gemacht werden könne, dann bringen wir damit kein demokratisches Prinzip zur Geltung". Als Vertreter der Christen rechte wollte die Synode sich verstehen, weniger als Anwalt der Menschenrechte. Die Frage nach dem Bekenntnis war das Zentrale und nur deshalb ging es auch um das Verhältnis von Kirche und Staat.

Schon damals erschien einigen dies eine bedenkliche Zurückhaltung gegenüber den Forderungen des "totalen Staates". Sind die Barmer Thesen wirklich zu unpolitisch, zu schwammig? Dies stellt einen der Hauptangriffspunkte der Barmer Erklärung dar, das Fehlen einer deutlichen Stellungnahme zu den Praktiken des NS-Staates, KZ, Juden, Zigeuner, Sozialisten und Kommunisten.

Die Konzentration auf die Mitte des Glaubens ist allerdings in der Barmer Erklärung nicht zu übersehen. Jede der sechs Thesen ist in drei Abschnitte gegliedert. Am Anfang steht jeweils ein Bibelwort. Daraus folgt die aktuell in der damaligen Zeit gebotene Auslegung und daran anschließend die Verwerfungen falscher Lehren.

Bernd Krüger



Gemarkerkirche,
Barmen

Die Barmer Theologische Erklärung

Mai 1934

Die Deutsche Evangelische Kirche ist nach den Eingangsworten ihrer Verfassung vom 11. Juli 1933 ein Bund der aus der Reformation erwachsenen, gleichberechtigt nebeneinanderstehenden Bekenntniskirchen. Die theologische Voraussetzung der Vereinigung dieser Kirchen ist in Art. 1 und Art. 2,1 der von der Reichsregierung am 14. Juli 1933 anerkannten Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche angegeben: Art 1: Die unantastbare Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es uns in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntnissen der Reformation neu *ans* Licht getreten ist. Hierdurch werden die Vollmachten, deren die Kirche ihr ihre Sendung bedarf; bestimmt und begrenzt Art. 2: Die Deutsche Evangelische Kirche gliedert sich in Kirchen (Landeskirchen). Wir, die zur Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche vereinigten Vertreter lutherischer, reformierter und unierter Kirchen, freier Synoden, Kirchentage und Gemeindegemeinschaften erklären, daß wir gemeinsam auf dem Boden der Deutschen Evangelischen Kirche als eines Bundes der deutschen Bekenntniskirchen stehen. Uns fügt dabei zusammen das Bekenntnis zu dem einen Herrn der einen, heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche. Wir erklären vor der Öffentlichkeit aller evangelischen Kirchen Deutschlands, daß die Gemeinsamkeit dieses Bekenntnisses und damit auch die Einheit der Deutschen Evangelischen Kirche aufs schwerste gefährdet ist Sie ist bedroht durch die in dem ersten Jahr des Bestehens der Deutschen Evangelischen Kirche mehr und mehr sichtbar gewordene Lehr- und Handlungsweise der herrschenden Kirchenpartei der Deutschen Christen und des von ihr getragenen Kirchenregimentes. Diese Bedrohung besteht darin, daß die theologische Voraussetzung in der die Deutsche Evangelische Kirche vereinigt ist, sowohl seitens der Führer und Sprecher der Deutschen Christen als auch seitens des Kirchenregimentes dauernd und grundsätzlich durch fremde Voraussetzungen durchkreuzt und unwirksam gemacht wird. Bei deren Geltung *hört* die Kirche nach allen bei uns in Kraft stehenden Bekenntnissen auf, Kirche zu sein. Bei deren Geltung wird also auch

die Deutsche Evangelische Kirche als Bund der Bekenntniskirchen innerlich unmöglich. Gemeinsam dürfen und müssen wir als Glieder lutherischer, reformierter und unierter Kirchen heute in dieser Sache reden. Gerade weil wir unseren verschiedenen Bekenntnissen treu sein und bleiben wollen, dürfen wir nicht schweigen, da wir glauben, daß uns in einer Zeit gemeinsamer Not und Anfechtung ein gemeinsames Wort in den Mund gelegt ist. Wir befehlen es Gott, was dies für das Verhältnis der Bekenntniskirchen untereinander bedeuten mag.

Wir bekennen uns angesichts der die Kirche verwüstenden und damit auch die Einheit der Deutschen Evangelischen Kirche sprengenden Irrtümer der Deutschen Christen und der gegenwärtigen Reichskirchenregierung zu folgenden evangelischen Wahrheiten:

1.

"Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich." (Jo 14,6)

"Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer nicht zur Tür hineingeht in den Schafstall, sondern steigt anderswo hinein, der ist ein Dieb und ein Mörder. Ich bin die Tür, so jemand durch mich eingeht, der wird selig werden." (Jo 10,1.9.)

Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das *eine* Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.

2.

"Jesus Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung." (1Kor 1,30.)

Wie Jesus Christus Zuspriech aller unserer Sünden ist, so und mit gleichem Ernst ist er auch Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben; durch ihn widerfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürften.

3.

"Lasset uns aber rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus, von welchem aus der ganze Leib zusammengefügt ist" (Eph 4,15.16.)

Die christliche Kirche ist die Gemeinde von Brüdern, in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt. Sie hat mit ihrem Glauben wie mit ihrem Gehorsam, mit ihrer Botschaft wie mit ihrer Ordnung mitten in der Welt der Sünde als die Kirche der begnadigten Sünder zu bezeugen, daß sie allein sein Eigentum ist, allein von seinem Trost und von seiner Weisung in Erwartung seiner Entscheidung lebt und leben möchte.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft und ihrer Ordnung ihrem Belieben oder dem *Wechsel* der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugungen überlassen.

4. "Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener." (Mt 20,25.26.)

Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und dürfe sich die Kirche abseits von diesem Dienst besondere, mit Herrschaftsbefugnissen ausgestattete Führer geben oder geben lassen.

5. "Fürchtet Gott, ehret den König." (1Petr.2,17.)
Die Schrift sagt uns, daß der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat, in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen. Die Kirche erkennt in Dank und Ehrfurcht gegen Gott die Wohltat dieser seiner Anordnung an. Sie erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten. Sie vertraut und gehorcht der Kraft des Wortes, durch das Gott alle Dinge trägt. Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne der Staat über seinen besonderen Auftrag hinaus die einzige und totale Ordnung menschlichen Lebens werden und also auch die Bestimmung der Kirche erfüllen.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne sich die Kirche über ihren besonderen Auftrag hinaus staatliche Art, staatliche Aufgaben und staatliche Würde aneignen und damit selbst zum Organ des Staates werden.

6. "Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." (Mt 28,20.)
"Gottes Wort ist nicht gebunden." (2Tim 2,9.)
Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt und also im Dienst seines eigenen Wortes und Werkes durch Predigt und Sakrament die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne die Kirche in menschlicher Selbstherrlichkeit das Wort und Werk des Herrn in den Dienst irgendwelcher eigenmächtig gewählter Wünsche, Zwecke und Pläne stellen.

Die Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche erklärt, daß sie in der Anerkennung dieser Wahrheiten und in der Verwerfung dieser Irrtümer die unumgängliche theologische Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche als eines Bundes der Bekenntniskirchen sieht. Sie fordert alle, die sich ihrer Erklärung anschließen können, auf, bei ihren kirchenpolitischen Entscheidungen dieser theologischen Erkenntnisse eingedenk zu sein. Sie bittet alle, die es angeht, in die Einheit des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung zurückzukehren.

Verbum Dei manet in aeternum.

1933 Wie konnte das geschehen?

Ein persönlicher Bericht
von
Präses i. R. lic. Karl Immer

Vorwort

Der Verfasser dieses persönlichen Berichtes, Pastor Lic. Karl Immer - von 1971 bis 1981 Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland - war von seinem 17. bis zu seinem 29. Lebensjahr „Augenzeuge“ des Dritten Reiches: er hat diese Zeit also im „typischen CVJM-Alter“, als junger Mann, miterlebt. Am 30. Januar 1933, dem Tag der „Machtergreifung“, war Karl Immer 16 Jahre. Über das, was in ihm, dem Sohn eines evangelischen Pfarrers, was in seinen Geschwistern und gleichaltrigen Freunden während ihrer Jugendzeit vorging, was er damals empfand und erhoffte, was er dachte und erlebte, darüber äußerte sich Präses i. R. Karl Immer erstmals vor einem Kreis aus der früheren Gemeinde seines Vaters, Ende vorigen Jahres. Wir danken Pastor Immer dafür, daß er uns eine Nachschrift seines sehr persönlich gehaltenen Berichtes zum Abdruck zur Verfügung gestellt hat, um dadurch den heute 16- bis 29-jährigen - und nicht nur ihnen - dabei zu helfen, eine Antwort auf die Frage zu finden: „1933 - V. Wie konnte das eigentlich geschehen?“. Der frühere Präses der Rheinischen Kirche, auch heute noch Mitglied des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, nimmt nicht nur als dessen Beauftragter für Fragen der Kriegsdienstverweigerung und des Zivildienstes regen Anteil an dem, was die junge Generation beweist; er weiß aus eigenem Erleben auch um den Einfluß des geistigen Klimas, um die Macht der Hoffnung und um die Gefährdungen, denen der

Mensch - und zwar nicht nur der junge Mensch - in seiner von ihm verantwortlich durchlebenden Zeit ausgesetzt ist. Über dem allen aber steht für Karl Immer die feste Zuversicht in die Gültigkeit der uns durch unseren Herrn Jesus Christus erwirkten Vergebung der Sünden und in der Kraft der Versöhnung. Nicht unerwähnt bleiben soll deshalb auch, daß der frühere rheinische Präses, gleichfalls im Auftrag des Rates der EKD, für die seelsorgerliche Begleitung der letzten Kriegsverurteilten in ausländischem Gewahrsam - z. B. in Breda und in Spandau - verantwortlich und für die Verbindung zu den Kirchen in den sozialistisch-regierten Ländern Europas zuständig ist.

D. Red.

1933 -
Wie konnte das geschehen?

Ich bin gebeten worden, zu berichten, wie es damals - vor 50 Jahren - war und wie es dazu hat kommen können. Der 30. Januar 1983 gibt ja Veranlassung zu einer ganzen Reihe von Fragen. Ursprünglich zögernd, habe ich mich schließlich der Herausforderung gestellt. Ich will die Gründe für mein Zögern nennen:

1. Eine Verlegenheit.

Mich bewegt die Frage: Kann ein Augenzeuge, also ein ganz nah Beteiligter, anderen, die nicht dabei waren, überhaupt helfen, das, was damals geschah, zu verstehen? Ich neige zu der Überzeugung, daß nachkommende Generationen - auch, wenn sie selbst

noch soviel erfahren haben - immer wieder sagen werden: „Wir verstehen nicht. Wir begreifen einfach nicht, wie so etwas möglich war.“ *Trotzdem* sind wir Älteren gefordert, uns der Aufgabe zu stellen. Wir dürfen nicht schweigen. Es geht dabei weniger um uns, etwa um unsere „Rechtfertigung“: vielmehr geht es um die Zukunft. Wobei die Frage offen bleiben mag, ob es das überhaupt gibt, daß eine Generation von den Erfahrungen einer anderen zu lernen vermag oder ob nicht jede Generation ihre eigenen Erfahrungen machen muß, - so bitter das auch sein mag.

2. Eine Erkenntnis.

Wenn ich mich zu den Jahren um 1933 äußere, so kann ich das nur tun, indem ich von der Voraussetzung ausgehe, daß keiner von denen, die die zwölf Jahre von 1933 bis 1945 in Deutschland überlebt haben, ohne Schuld geblieben ist; wobei gewiß bedacht werden muß, daß man schuldig werden kann durch ein aktives Handeln, aber auch durch ein passives Geschehen lassen, daß diese Unterscheidung jedoch letztlich nicht sehr viel zählt. Nur unter dieser Vorgabe ist es mir auch an dieser Stelle möglich, über die Zeit damals zu berichten.

3. Eine Einschränkung.

Ein „Augenzeugenbericht“ wird immer subjektiv gefärbt sein: Man hat bestimmte Ereignisse vergessen, vielleicht auch etliche verdrängt; andere haben sich übereinander gelagert und ineinander geschoben. Zudem steht man in der Gefahr, Positionen zu verändern, Haltungen und Handlungen

zu entschuldigen oder von heutigen Erkenntnissen her zu erklären: oder aber man verfällt der Selbstanklage, damit gleichsam um „mildernde Umstände“ bittend. Ich weiß um dies alles. Wenn ich mich *trotdem* bereit erklärt habe, diesen Beitrag zu schreiben, dann werde ich versuchen, einiges von dem, was ich erlebt habe, zu *schildern*, ohne die Fakten oder meine Aktivität bzw. meine Haltung darin zu *erklären*. Ein Beteiligter, so meine ich, sollte sehr vorsichtig damit sein, die Ereignisse von damals zu *werten* . . .

Wie war das vor 1933?

Eine Welt geht unter.

Geboren wurde ich am 28. Mai 1916, also mitten im 1. Weltkrieg. Einen Tag vor meinem Geburtstag hatte die Seeschlacht im *Skagerrak* begonnen, die nach vier Tagen zu Ende ging. Mit ihr wurde auch das Ende der „schimmernden Wehr“, auf die das deutsche Kaiserreich so stolz gewesen war, eingeläutet. Mit anderen Worten: Am Anfang meines Lebens stand dieses *Zeichen*, in etwa vergleichbar mit dem, was „*Stalingrad*“ für den 2. Weh- krieg bedeutete. Es zeichnete sich ab, wohin es mit dem Deutschen Kaiserreich gehen würde. Anderthalb Jahre später hörte es auf, zu bestehen. Eine Welt ging unter. Der Krieg war für uns Deutsche verloren. Die „Revanche“ der Siegermächte begann.

Mitte der zwanziger Jahre lebte meine Familie für drei Jahre in *Neukirchen*, Kreis Moers, weil mein Vater dort Pfarrer war. *Neukirchen* lag in der französischen *Besatzungszone*. Als Kind schon bekam ich so nicht nur die *wirtschaftlichen Schwierigkeiten* mit, sondern auch die *nationalen Emotionen*, die durch die politische Lage geweckt wurden. Albert Leo *Schlageter*, den wir heutzutage wohl unter die Terroristen zählen würden, war für uns damals der Held des Tages, ein leuchtendes Idol, weil er sich an den Zerstörungen der Bahnlinie beteiligte, die den Franzosen zum Transport der

Reparationen und für ihren Nachschub zur Verfügung stand. Sehr früh schon stand auch mir vor Augen, was die „*Schande von Versailles*“ für unser Volk bedeutete: Ein Strafgericht ohne gleichen, Verelendung der Menschen und eine ständige Demütigung.

Mein Leben vollzog sich als Kind und als Jugendlicher in *drei Bereichen*

Elternhaus, Schule und evangelische Jugend.

Mein Vater war *Preuße* aus Überzeugung. „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben . . .“ So hieß unsere Hymne. Auch den anderen Satz lernten wir Kinder von ihm: „Wer auf die preußische Fahne schwört, hat nichts mehr, was ihm selber gehört!“ Bis ihm sein Paß weggenommen wurde, fuhr mein Vater in regelmäßigen Abständen über die nahe holländische Grenze nach *Doom*, wo sich Wilhelm II., der ehemalige deutsche *Kaiser*, im Exil aufhielt, um — wie er es sagte — „Seiner Majestät Bericht zu erstatten“ über das, was in der Evangelischen Kirche in Deutschland vor sich ging. Schließlich war der Kaiser bis 1918 nicht nur der „*Landesherr*“, sondern aufgrund des *Staatskirchentums* in der „Evangelischen Kirche der altpreussischen Union“, auch der „*Summus Episcopus*“ gewesen, die oberste kirchliche Autorität im Lande. Das war das eine, gleichsam das „nationale“ Klima, in dem ich aufgewachsen bin. Daneben, ja damit verwoben war das andere: Meine Eltern haben es uns Kindern, auch mir, leicht gemacht, die Freiheit des Evangeliums, die ganze Fülle und Freude, die vom Evangelium herkommt, gelten und erlebbar werden zu lassen. Im Elternhaus erhielt ich die Prägung als *Christ* und als *Deutscher*. In der Gemeinde erfuhren wir Geborgenheit, im sonntäglichen Gottesdienst und in den Begegnungen und Gesprächen hinterher Gemeinschaft.

Was nun die *Schule* anbetrifft, so erlebte ich am humanistischen *Dörpfeld-*

Gymnasium in *Elberfeld*, auf dem sich die Jungen aus den Schichten des „gehobenen Bürgertums“ sammelten, eine *Schule ohne Extreme*. Für uns waren z. B. die jüdischen Mitschüler bis 1934 kein Problem. Sie alle wurden voll akzeptiert. Neben einem profunden *Wissen* vermittelte uns diese Schule auch eine Reihe prägender *Gemeinschaftserlebnisse*. Ich erinnere mich, daß ich als Mitglied der Schülerkapelle Pfingsten 1932 an einem großen Treffen des „Vereins für das Deutschtum im Ausland (VDA)“ teilnehmen durfte und mitfahren konnte an die Grenze von Ost- und Westpreußen, nach *Elbing* und *Danzig*. In uns allen lebte damals die Sehnsucht, daß „Deutschland“ wie der etwas werden müßte, dessen man sich nicht zu schämen brauchte, auch nicht im Ausland. Unvergeßlich war uns die Stunde, als unsere Schülerkapelle auf *Gut Neudeck*, dem Sitz des Reichspräsidenten, spielen durfte und der alte *Hindenburg* zu uns herauskam, um uns mit seiner etwas bulliger, Stimme zu sagen, daß wir ja aus dem Rheinland kämen und daß wir nicht vergessen dürften, daß die „Wacht am Rhein“ zu *stehen* habe. Diese Dinge prägten uns so, daß wir meinten: dahinein wird wohl unser Weg gehen!

Der Jugendbund, das war damals der BK, der „*Bund Deutscher Bibelkreise*“. Hier war nicht nur das pietistische Erbe lebendig; die Auswirkungen des „Wandervogel“ und der „Bündischen Jugend“ waren ebenso da. Hier, im BK, wurde uns ein *Christentum idealistischer Prägung* nahegebracht. Zur Verdeutlichung seien hier — auszugsweise — *zwei Lieder* zitiert, die wir damals gesungen haben, — mit Begeisterung und mit ganzem Herzen. Da ist zum einen das Lied von Ernst-Moritz Arndt: „Laß ein Mann mich werden/der voll Zucht und Art,/stark und rein auf Erden,/Seel und Leib bewahrt./Laß ein Mann mich werden,/immer jugendlich,/weil die Kraft der Erden/ist geweiht durch dich.“ *Dieses Bild war unser Ziel*. Und daneben da

andere (und man zittert fast, wenn man diese Worte heute hört, die wir damals — 1931/32 — als 15/16jährige, gesungen haben): „Wir heben unsre Hände/aus tiefster, bitterer Not./Herr Gott, den Führer sende,/der unsern Kummer wende,/mit mächtigem Gebot./Erwecke uns den Helden,/den seines Volks erbarm,/des Volks, das nachtbeladen,/verkauft ist und verraten/in unserer Feinde Arm./Erwecke uns den Helden,/der stark in aller Not,/sein Deutschland mächtig rühret./dein Deutschland gläubig führet,/ins junge Morgenrot./Wir weihen Wehr und Waffen/und Haupt und Herz und Hand,/laß nicht zu Schanden werden,/dein lichtiges Volk der Erden/und meiner Mutter Land.“

Für junge Menschen *heute* ist das eine nicht mehr zu verstehende Welt. Aber es geht in diesem Beitrag ja gerade darum, *das* zu verdeutlichen, worin wir Zuhause waren, was wir damals sangen und was *unser* Leben, *unser* Denken, Empfinden und Wollen erfüllte.

Erste braune Schatten.

Zu *Elternhaus, Schule* und *BK* kam noch ein Weiteres: 1931/32 war ich Mitglied im NSS, im „*Nationalsozialistischen Schülerbund*“, einem kleinen Ableger der *Hitlerjugend*, geworden. „Deutschland, erwache!“, das war unsere Parole. Wir meinten, *hier* in diesem Schülerbund angesichts einer von uns als morbide empfundenen *Gesellschaft* eine *Alternative* zu haben. „Deutschland muß wieder deutsch werden.“ Und: Deutsch, das muß wieder etwas Reines, etwas Gutes werden; etwas, auf das man stolz sein konnte. Die Kultusminister hatten uns verboten. Für uns aber galt: „Trotz Verbot nicht tot!“ Ich erinnere mich noch genau an den „Tag von Braunschweig“ im Herbst 1932. Alle Mitglieder der SA mußten dort erscheinen, und so wäre auch das kleine SA-Lokal unserer Stadt, das sich in einer ehemaligen Fabrik befand, während dieser Tage

unbewacht geblieben, wenn es unsere Schülergruppe von 20 bis 30 Jungen nicht gegeben hätte. Wir bekamen den Auftrag, vor dem Lokal Wache zu halten. Das fing damit an, daß man uns morgens um 9 Uhr Pistolen in die Hand drückte und wir 16jährigen die ersten Erfahrungen im Umgang mit der Waffe zu üben hatten. Immerhin hätte „Rotfront“ die Abwesenheit der SA-Leute ja ausnützen und einen Überfall auf das Lokal verüben können. Das zu verhindern, waren wir da! So fing das an.

Aber ich möchte noch einige andere *Erlebnisse* und *Erfahrungen* aus der Zeit damals, vor '33, berichten.

Eine *Kundgebung* im Elberfelder Stadion mit Adolf *Hitler*, die ich mitgemacht habe, ist mir kaum in Erinnerung geblieben. Dafür aber blieb eine andere in mir haften: In der Elberfelder Stadthalle sprach Prinz „Auwi“ zu den Bürgern von *Wuppertal*, in SA-Uniform (die er, wie wir später erfuhren, auf Befehl seines Vaters in dessen Gegenwart allerdings nicht tragen durfte). Prinz *August-Wilhelm*, einer der Söhne des Kaisers, entwarf ein Bild des neuen Deutschland, für das es zu kämpfen galt: „Wir wollen ein Deutschland, in dem es in allen Familien so zugeht, wie es bei uns zu Hause war!“ Und dann zitierte er u. a. ein Gebet, das auch meine Mutter an jedem Abend mit uns Kindern sprach: *So soll es in Deutschland wieder werden!*

Kann der Leser verstehen, daß die Wuppertaler Frauen und nicht nur sie, sondern auch wir — von daher ein Stück *Hoffnung* bekamen, ja, die Gewißheit hatten: *Hier wird ein Neues!*

Ich weiß noch, wie ich *nach* der Kundgebung spät abends nach Hause kam und mein *Vater*, der noch wach war, mich aufforderte: „Erzähl doch mal!“ Und ich sprudelte es heraus, was mein Herz und meine Sinne erfüllte. Nach zehn Minuten unterbrach mich mein Vater mit den Worten: „Was das alles?“. Mehr sagte er nicht. Ich erin-

nere mich daran, daß ich später noch ähnliche Situationen mit meinem Vater erlebt habe und ich begriff im Nachhinein, wie er mich auf eine Weise, die nicht zurechtwies oder zurückstieß, ein kleines Stück hin zur *Nüchternheit* bringen wollte, die für uns damals so schwer war.

Ich will hier nicht darüber berichten, daß wir Zeugen der *Straßenkämpfe* zwischen SA und „Rotfront“ wurden; auch nicht, daß da Hunderte von *Arbeitslosen* bei uns in der Stadt auf dem Alten Markt herumstanden. Das alles geschah ja überall in Deutschland. Man kann es anderswo nachlesen und sollte es auch tun. Hier geht es um einen persönlichen Bericht, in dem das Elend so vieler Menschen, die Ausweglosigkeit der Situation und die tagtäglichen Gewalttätigkeiten nur nicht verschwiegen werden sollen.

Aus dem bisher Berichteten wird der Leser zumindest *ein wenig* verstehen können, wie es in dem Jungen zuging, der am 30. Januar 1933 an seinem Detektor spielt und mit Mühe und Not die Nachricht empfängt, daß Adolf *Hitler* Reichskanzler geworden ist! Ich bin damals aufgesprungen und zu einem Onkel *hingelaufen*, der keinen Detektor hatte, um ihm diese gute Nachricht zu bringen!

1933 und danach

Eine Begeisterung, die Ihresgleichen suchte.

Nach dem 30. Januar 1933 ergriff uns eine *Euphorie des Aufbruchs*, die man sich heute kaum noch vorstellen kann. Wie ein neues Atmen ging es durch Deutschland. Jahrelang hatte es geheißen: „Deutschland erwache!“ Nun war Deutschland aufgewacht! Nun sollten wieder *Ehre, Sauberkeit* und *Treue* gelten!

Und dann der „Tag von Potsdam“: Reichspräsident Paul von *Hindenburg*, der greise Feldherr, und Adolf *Hitler*, der unbekannte Gefreite aus den Schlachten des großen Krieges, gaben sich die Hand!

Pfingsten 1933. Auch wir waren beim Treffen der 5000 BKler in der Senne bei *Bielefeld* dabei. Drei Fahnen waren zu sehen: Die schwarz-weiß-rote, die mit dem Hakenkreuz und die Fahne mit dem Kreuz. Der Vorbeimarsch vollzog sich an dem Mann, der der neue Reichsbischof der Deutschen Evangelischen Kirche sein sollte: Pastor Friedrich von *Bodelschwingh*. Mit erhobenem Arm, dem „deutschen Gruß“, sind wir an ihm vorbeimarschiert, um ihm deutlich zu machen, daß diese evangelische Jugend unter dem Hakenkreuz zu ihm stünde.

Im Sommer 1933 hatte ich Gelegenheit, mit anderen Mitgliedern des BK eine Glocke nach *Siebenbürgen* zu bringen. Interessant für mich war der Sonntag der „Kirchenwahl“ unmittelbar vorher in *Berlin*. Adolf Hitler hatte am Vorabend im Radio verkündet, seiner Meinung nach könne man jetzt nur die „Deutschen Christen“ wählen. Wir 17/18jährigen sind damals durch die Kirchen von *Berlin* gezogen und sahen, wie die SA anmarschiert kam und geschlossen zur Kirche ging. Da wurde nicht mehr gefragt, ob man „evangelisch“ oder „katholisch“ war, ob man noch zur Kirche gehörte oder nicht. *Alle* kamen. *Alle* waren da. Und so wurde es dann auch möglich, daß fast alle evangelischen Kirchengemeinden im Deutschen Reich in ihrer Leitung eine „deutsch-christliche“ Mehrheit bekamen.

Erstes Nachdenken und beginnende Ernüchterung.

Von *Berlin* aus ging es, mit unserer Glocke, nach *Siebenbürgen*. Dort haben wir vom neuen Deutschland berichtet. Und zum erstenmal kamen kritische Fragen. Nach den Juden. Nach den Arbeitslagern. Aber wir haben gesagt: „Das ist ja Greuelpropaganda! Wir wissen davon nichts.“ Wir wußten wohl von *Kemna*, einem Arbeitslager vor den Toren unserer Stadt. Aber da saßen ja Leute, die es verdient hatten — meinten wir. Leute, die nicht arbeiten wollten — sagte man uns. „Ar-

beitscheue Elemente“, wie man das damals nannte. Und warum sollten die nicht . . .

Zusammen mit zwei Freunden habe ich im Sommer 1933 den Oberbarmer BK geleitet und wir haben gemeinsam versucht, *evangelische Jugend in diesem Reich* zu sein. Dann kam die Ernüchterung: Die Eingliederung der evangelischen Jugend in die Hitlerjugend wurde angeordnet, der Verrat des Reichsbischofs *Müller* (v. *Bodelschwingh* war nicht Reichsbischof geworden) bekannt. *Baldur von Schirach* war von da an in unseren Augen nicht mehr der „Reichsjugendführer“, sondern schlichtweg ein *Verräter*; er hatte die evangelische Jugend verraten. Wir sind — wie andere Gruppierungen der evangelischen Jugend auch — nicht in die Hitlerjugend gegangen, sondern haben uns *angeflüstert*. Wenigstens an *unserem Sektor*, so meinten wir, wollten wir die Sache *so* machen, daß ein schlecht informierter Führer erkennen konnte, daß er im Volk wenigstens *einige* Leute hatte, die auf *den Tag* hofften, da er besser informiert wäre und anders handeln würde. Damals kursierte in Deutschland die Story vom *Losungsbuch*, das auf dem Nachttisch des Führers liegen würde. Wer von uns hatte es nicht geglaubt? Ich erinnere an die Kundgebung mit SA-Obersturmbannführer Prinz „*Auwi*“ von Preußen!

In diesen Monaten jugendlicher Begeisterung habe ich die *Anfänge* der „Bekennenden Kirche“ mitgemacht. Auch bei der „Barmer Synode“ (1934) war ich dabei, auf Antrag meines Vaters von der Leitung des Gymnasiums freigestellt, um bei der Synode zu helfen. Ich war nicht der einzige.

Daneben aber wollten wir jungen Christen noch etwas anderes, nämlich:

Mitmachen, um Schlimmeres zu verhindern.

Aus diesem Grund habe ich mich vom Herbst 1934 an bemüht, in die SS (!) aufgenommen zu werden. Die

SA war für uns — nach dem Röhmputsch — nicht diskutabel, aber in der SS, da war noch die Sammlung der *echten, der wahren, der reinen* Vertreter des neuen Deutschlands; da waren die, denen es noch um *Treue* und um *Ehre* ging! „Meine Ehre heißt: Treue!“ Sechs Monate lang bin ich bei einem Sturmführer, dem man den Spitznamen „der Pastor“ gegeben hatte, SS-Anwärter gewesen. Mein Vater hatte wohl etwas seine Hand dabei im Spiel, daß ich gerade zu diesem Mann kam. Dort habe ich dann — mit 17/18 Jahren — die volle Ausbildung an der Waffe mitgemacht.

Heute wird man fragen: Wie ließ sich das alles eigentlich miteinander *vereinbaren*? Ich muß darauf antworten: Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht mehr.

Aus dieser Zeit möchte ich noch eine andere Begebenheit berichten:

Im März 1935 hatte ich mein *Abitur* gemacht. Am Nachmittag des Tages, an dem die Entlassungsfeier stattfand, sagte mein Vater zu *mir*: „Junge, zieh' die Uniform an. Du musst zu Pastor *Held* nach *Essen* fahren. Wir haben ziemlich gefährliches Schrifttum; das darf nicht in falsche Hände kommen. Nimm das mit und fahre mit dem Auto. Aber fahr' in Uniform! Einem SS-Mann wird man trauen!“ Ich bin nach *Essen* gefahren und alles ging glatt. Nur: Auf der Rückfahrt hatten wir eine Panne. So kam ich zur Entlassungsfeier eine halbe Stunde zu spät und zudem noch — ich hatte ja keine Zeit mehr gehabt, mich umzuziehen — in SS-Uniform! Ich denke, daß meine Eltern am liebsten in den Erdboden versunken wären: Es gab nur einen einzigen Abiturienten, der eine Uniform trug: ihr Sohn! Dieser war zwar soeben im Dienst der „Bekennenden Kirche“ unterwegs gewesen; doch das wußten hier nur mein Vater und ich.

So war das bei mir, damals.

Beginnende Klärung.

Auf dem *Reichsparteitag* 1935 kam für mich — nach dem Verrat *Baldur von Schirachs*, von dem schon die Rede war — die zweite, sichtbare Enttäuschung: Ein völlig betrunkenen Robert *Ley* (Reichsorganisationsleiter der DAF, der „Nationalsozialistischen Deutschen Arbeitsfront“. D. Red.), der sich abends zu uns ins Zelt begab und dort Dinge erzählte, die uns fremd waren. *So* hatten wir uns das neue Deutschland *nicht* gedacht.

Als junger Christ im Dritten Reich ...

Nach dem Abitur kam die Dienstzeit bei der *Wehrmacht*. Hier hatte ich das Glück, Offizieren zu begegnen, die einen deutlichen *Unterschied machten* zwischen „deutsch“ und „nationalsozialistisch“. Das half zur weiteren Klärung.

Im Sommer 1937 kam ich dann bei einem *Manöver* in die Lage, als Unteroffizier meiner Gruppe den beiden Manövergästen auf dem kleinen Hügel Meldung machen zu müssen. Hier stand ich nun zum ersten und einzigen Mal *Hitler* persönlich gegenüber; neben ihm *Mussolini*. In diesem Augenblick, in der unmittelbaren Nähe dieser Männer, ist mir deutlich geworden, wie fasziniert, wie besessen von Macht diese Menschen waren. Dem war nicht zu entgehen . . .

In der Zwischenzeit, 1936, war eine *Wahl* gewesen. Meine Eltern und Geschwister waren ihr ferngeblieben. Nachmittags stand die Volksmenge vor unserer Haustür mit dem Sprechchor: „Pastor, du hast noch nicht gewählt!“ Und abends dann die Schmiererei an der Hauswand: „Hier wohnt der Volksverräter Immer.“ Anschließend wurden die Fensterscheiben eingeworfen. Das war das *eine*, das mich zum Fragen brachte. Das *andere* war die Verhaftung meines Vaters im Sommer 1937 und seine daraufhin einsetzende Krankheit.

Offizier oder Pastor?

Ich bekam von meinem Kompaniechef die Erlaubnis, meinen Vater in *Berlin* zu besuchen. Später habe ich gehört, daß mein Vater vor dieser Stunde der Begegnung *Angst* hatte. Was würde sein Junge sagen? Der Vater ein „Volksfeind“ und ein *Verräter* an *der nationalen Sache*! Ich muß wohl, dem Sinn nach, damals gesagt haben: „Vater, ich bin einverstanden. Ich glaube Dir!“ Damit war die Sache in Ordnung. Am nächsten Tag kam dann das Gespräch auf meine *berufliche Zukunft*. Was sollte ich machen, wenn die Zeit bei der Wehrmacht vorüber sein würde? Pastor *Jacobi*, der nachmalige Bischof von *Oldenburg*, war damals dabei und mischte sich in unser Vater-Sohn-Gespräch ein: „Für einen jungen Mann — *einen Christen und Deutschen* — gibt es jetzt nur noch die Alternative: Entweder Offizier oder Pastor!“ Ich habe, wie man weiß, das zweite gewählt und bis heute nicht bedauert.

Von 1937 bis 1938 habe ich an der von der Gestapo verbotenen „Theologischen Schule“ in *Elberfeld* Theologie studiert. Wir waren sieben damals, die sich zum „Kaffeetrinken“ bei einem Wuppertaler Bürger trafen und die dabei von den Pastoren *Harmannus Obendiek*, *Alfred de Quervain*, *Peter Brunner*, *Hermann Hesse* und anderen in *Theologie* unterrichtet wurden. Das war jedoch *nicht* das Besondere. Dieses bestand vielmehr darin, daß die *Gestapo* unseren Raum von gegenüber einsehen konnte; daß wir also beobachtet wurden. Eines Tages sprach mich nun einer der Gestapobeamten an und bat mich, ihm bei einem Bericht zu helfen, den er im Anschluß an ein mitzuhörendes Referat in der *jüdischen Synagoge* abzufassen hatte. Ich bin damals mitgegangen. Wir haben nebeneinander gesessen: der Gestapobeamte und ich, der Besucher von verbotenen theologischen Vorlesungen. Wir haben ein Referat über den „Kaufmann von *Venedig*“ gehört *und* ich habe dem

Gestapobeamten den Bericht geschrieben: nicht jedoch, ohne ihn vorher noch einem Freund zu zeigen mit der bangen Frage, ob da wohl auch nichts drin wäre, was die Juden hätte belasten können.

„Um Schlimmeres zu verhüten . . .“

Auch der gemeinsame Besuch in der *Synagoge* gehört unter diesen Leitsatz. Wer diesen Satz, der existentiell war damals, nicht gelten läßt, der wird vieles von dem, was geschah, nicht einordnen können.

Ich habe in Halle/Saale weiter studiert, an der Gründung der *Studentengemeinde* mitgewirkt und war eine Zeitlang Sprecher aller Studentengemeinden der Bekennenden Kirche im Deutschen Reich. In diesem Zusammenhang ist eine Begebenheit berichtenswert, die mit dem Gestapobeamten zusammenhängt, den ich in die jüdische Synagoge begleitet und für den ich den Bericht geschrieben hatte.

Die Theologiestudenten der Bekennenden Kirche des *Rheinlands* hatten in einem Gemeindehaus außerhalb von Wuppertal ein *Treffen* angesetzt. 130 bis 140 waren gekommen. Während wir da beisammen waren, ging plötzlich die Tür auf und herein kam der Gestapobeamte von damals mit fünf Begleitern. Seine Frage: „Wo ist Herr *Scherffig*?“ Keiner von uns sagte ein Wort. Da wurden unsere Ausweise kontrolliert, einer nach dem anderen. Und dann sehen wir plötzlich, wie sich *Wolfgang Scherffig* erhebt, schneeweiß im Gesicht, und an dem Gestapobeamten, der nach ihm gefragt hatte, vorbeigeht. Abends haben wir uns in einer Wuppertaler Kirche wiedergetroffen; es war *Wolfgang Scherffig* nichts passiert. Ich weiß nicht, ob der Gestapobeamte *seine* Augen geschlossen hatte, als der von ihm Aufgerufene und Gesuchte den Saal verließ. Aber: *Auch das ist* geschehen, damals.

Es droht der Krieg . . .

Während der *Sudetenkrise*, 1938, war ich wieder für ein Vierteljahr in Uniform. Man machte auch mir den Vorschlag, *Offizier* zu werden. Damals mußte man unterschreiben, daß man „rückhaltlos auf dem Boden der NS-Staatsverfassung“ stünde; sonst konnte man nicht Offizier werden. Die meisten der Gefragten haben seinerzeit unterschrieben; rückhaltlos. Wir anderen sagten: *rückgratlos*. Ich habe damals auch unterschrieben, jedoch den Zusatz angefügt: „Soweit die Gebote Gottes nicht etwas anderes von mir verlangen.“ Ich wurde abgelehnt und dann, wenig später — im Krieg, 1940 — noch einmal als „politisch nicht ganz zuverlässig“ eingestuft.

Im *August 1939* hatten wir einige von uns nach Süddeutschland geschickt, damit sie an der Schweizer Grenze mit Karl *Barth* Verbindung aufnehmen. Wir mußten ihn fragen, was zu tun sei. Denn an diesem verbrecherischen Krieg, den wir kommen sahen, *konnten* wir uns doch nicht beteiligen! Wir wußten ja so langsam, was los war. *Was tun?* Wer den Kriegsdienst verweigerte, wie es die „Ernsten Bibelforscher“ taten, der wurde an die Wand gestellt. Heute muß ich gestehen: Wir sind damals feige gewesen. Wir haben den Mut zum „Nein“ nicht aufgebracht und sind wissend den Weg bis 1945 mitgegangen.

Mitmachen, obwohl man es eigentlich nicht verantworten kann . . .

Wir haben in einer besonderen Spannung gestanden damals, und ich darf den Leser bitten, an das zurückzudenken, was ich zu Beginn meines persönlichen Rückblicks geschrieben habe. Es war eine Spannung, die kaum einer versteht. Ich möchte das an zwei Worten meines Vaters deutlich machen.

1938, nach der sogenannten „Reichskristallnacht“, sagte mein Vater, der Preuße, zu mir: „In diesen Tagen habe

ich mein Vaterland verloren, mein Junge.“ Und ich weiß noch, wie wir lange darüber gesprochen haben, ob das denn geht, daß ein Mensch *ohne Vaterland* überhaupt *leben* kann. Man hängt dann doch gleichsam in der Luft, wenn man nicht weiß, wo man hingehört . . .

Und dann doch auch dieses:

Als ich mich *Ende 1939* abmeldete und wir gemeinsam zum Bahnhof gingen, da erinnerte mich mein Vater an das Wort, das der Verteidiger von *Tschingtau* einst telegraphiert hatte: „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum äußersten!“ und sagte dann zu mir: „Das wünsche ich auch Dir!“

Das war die Spannung, in der wir standen und die die meisten von uns den Weg bis 1945 wissend mitgehen ließ.

Doch auch dieses sei gesagt:

Hier, in dieser Spannung, da fing für mich die Frömmigkeit an.

Ich weiß nicht, ob das verstanden wird. Ich meine mit „Frömmigkeit“ dieses: daß man Gott *anheimgibt*, was man tut, weil man weiß, daß man's eigentlich *nicht* verantworten kann; daß man eigentlich *beides* nicht tun kann und doch *eines davon tut*.

Nicht auf seinen Bruder schießen . . .

Ich bin dankbar, daß ich in all den Jahren des Krieges, obwohl ich Infanterist war, nie geschossen habe — eingedenk des Wortes, das ein alter Taxifahrer aus Düsseldorf an seinen Sohn gerichtet hatte: „*Mein Sohn, Du wirst doch auf einen Arbeiterbruder nicht schießen!*“. Aber das Nichtschießen spricht mich nicht frei. Man war ja als Feldwebel mit seinen Leuten zusammen und in das ganze Geschehen hineinverwoben — wenn auch mit zerrissenem Herzen.

Auch dafür möchte ich zwei Beispiele nennen, die deutlich machen, was das bedeutete:

Als Christ Soldat-sein im Dritten Reich.

Es muß 1941/42 gewesen sein, als ich mich mit Hermann *Ehlers*, dem späteren Bundestagspräsidenten, traf. Wir waren Freunde vom BK her. Ein dritter Freund kam an diesem Abend dazu; es war Kurt *Gerstein*, von Beruf Diplom-Ingenieur. Und ich höre noch, *wie er* zu uns sagte: „Freunde, ich habe einen Weg vor mir, den könnt Ihr nicht mitgehen.“ Und dann erzählte er, daß er in die SS eintreten wolle und an der Vergasungssache teilnehmen würde, als Lieferant. Die Begründung, die Kurt Gerstein nannte: „Es muß nach dem Krieg einer da sein, der bereit ist, glaubhaft zu bezeugen, was da an Schrecklichem geschehen ist. Das will ich tun.“ Hermann *Ehlers* und ich haben Kurt *Gerstein* nur angesehen. Damals wog das, was er uns gesagt *hatte*, unsagbar schwer; es ist nicht damit zu vergleichen, wenn man sich heute zu irgendetwas erklärt. „Ihr könnt diesen Weg nicht mit mir gehen!“ hatte Kurt *Gerstein* gesagt. Und er ist dann, am Ende des Krieges als SS-Offizier verhaftet, diesen Weg bis in den Tod hinein gegangen; wahrscheinlich haben ihn seine eigenen Leute in einem Gefängnis von Paris umgebracht. Aber die Welt hatte durch ihn — über das neutrale Schweden — noch während des Krieges die Beweise für die Verbrechen des Nazi-Regimes erhalten.

Und noch ein Zweites will ich berichten:

Weihnachten 1944. Als verwundeter Soldat war ich nur noch als Landeschütze im Garnisondienst zu gebrauchen und in *Dänemark* stationiert. Ich hatte dort die Verantwortung für ca. 300 Jungen aus *Wien*, *alle so um die 17 Jahre* alt. Weil diese Jungen Untergewicht hatten, waren sie an die „Schlagsahne front“ nach *Dänemark* verlegt worden. In einem Vierteljahr sollten sie möglichst das nötige Mindestgewicht erreichen und dadurch für den Kampfeinsatz zur Verfügung stehen.

Mit diesen Jungen aus Österreich mußte ich die Eisenbahnlinien kontrollieren. Am Weihnachtsabend 1944 kam unser Nachbar zu uns, ein dänischer Kapitän und Feuerwehrhauptmann. Wir haben lange an diesem Abend zusammengesessen und uns voneinander erzählt. Der Kapitän war nicht nur Feuerwehrhauptmann, sondern auch Chef der Widerstandsgruppe in *Jütland* und verantwortlich für das Sprengen der Bahnlinien, um dadurch den Nachschub für die deutschen Truppen zu unterbrechen. Ich aber, der ich mit dem Kapitän zusammensaß, war der Verantwortliche für die Bewachung eben dieser Eisenbahnlinien, für die mir die 300 Jungen aus Wien zur Verfügung standen. Ich weiß nicht, ob man sich das vorstellen kann. Aber wir haben das durchgehalten, der Kapitän und ich, bis zum letzten Tag, Anfang Mai 1945. Wir haben es durchgehalten, daß da, wo gesprengt wurde, die Soldaten „zufällig“ nicht vorbei kamen. Meine 300 Jungen habe ich so wieder heil nach Hause gebracht. „Einstehen für Pflichterfüllung bis zum äußersten . . .“

Von Februar bis April 1945 war ich, gleichsam im Nebenamt, auch noch Pastor für die Flüchtlinge, die aus *Ostpreußen* nach *Dänemark* kamen. Noch nie — weder vorher noch hinterher — habe ich so viele Leute ins Sterben begleitet und beerdigt, so viele Kinder getauft, konfirmiert und Gottesdienste gehalten.

Ernüchtert und enttäuscht, doch nicht ohne Hoffnung . . .

Am Ende von allem, was 1933 begann, stand das Gespräch der Theologen mit einem General im Kriegsgefangenenlager von Nordschleswig: „Was wird, wenn wir nach Hause kommen?“ Ich besitze den Vortrag von damals noch. Was haben wir uns 1945, im Lager, alles gedacht! Einerseits waren wir restlos ernüchtert und enttäuscht. Ich weiß noch, wie wir da standen und die Hakenkreuze von uns

abrissen und in die Gosse warfen. Auf der anderen Seite aber war da eine neu aufkeimende Hoffnung in uns: Was da künftig alles (anders) sein würde, *könnte, sollte . . .*

Bis heute vermag ich es nicht, das alles zu werten . . .

Von 1945 bis 1960 war dann die Zeit des Wiederaufbaus aus den Trümmern, der uns so forderte, daß wir nicht zur Besinnung kamen. Doch darüber zu berichten, wäre ein Kapitel für sich; es jetzt und hier aufzuschlagen, ist mir nicht aufgetragen. Diesmal ging es um das Kapitel, das 1933 begann und das 1945 abgeschlossen wurde. Ich habe dies Kapitel, ein wenig nur, aufgeblättert und muß die *Wertung* nun dem nachdenklichen Leser überlassen. Ich selbst bekenne, daß ich manches von dem, was damals geschah, bis heute *nicht* zu werten vermag; aber es ist geschehen . . .

Meine Aufgabe lautete, zu *berichten*. Dieses — nicht mehr und nicht weniger — habe ich getan.

Von Präses i. R. Lic. Karl Immer

WIR DANKEN DER REDAKTION DER CVJM-MONATSSCHRIFT PFLUGSCHAR, IN DER DER ABGEDRUCKTE BEITRAG ERSTMALS UND IM ORIGINAL VERÖFFENTLICHT WORDEN IST, FÜR DIE AUSDRÜCKLICHE GENEHMIGUNG DES NACHDRUCKS

BK



Nr. 2 Februar 1934 13. Jahr

Mit Luther und Hitler

tuttiteturort

to • oetdöll wir .14e MM
MO Mo Nee Mese.
*11. itelit o.M. o.M. Ifift.
to/Oft wo ber ft. Nm. le
mâr be 0.111 nm:
Mo, 11. mftere. 1 Dee
114M een.er oftbarmes -
oft .11 m *oft. eeMe t MIM

■ oftMoio

wem lamme oft Oft. MO,
oft potterl.' JA 110

Ififtalle. oft i .M

O Ift EMU »QM
peaut MM **
10. Geo. ob er 10 R.
«Mo leges gem Mee. 1*0\$»
ftepeeft. mem aftleprollifere
pfermee.1111... Ifift. MW
boofte, Mo& mA w erom
11.1.1.0nie.' v.«
*mir elbert, eiftt
'0' 0. IM ee.
emtoommr *bebe •
ineigirmea, fce MM webew*
elfte mi w.rd oselne M.

■ Ne IP. Wend. arm.



quiemorte

Melo fteriteMer
quiemerte 1. mem Wer
Ob ex. wo.
eft 11 m. r
am.. .1. gl.. 1... 1l.0.4.4
111 modereoftftft.
eOfte. efteo Ofi er.. oft
11. 1110.4 M. «Wem
EM. N. WI Ne
*160ul*11101*01*efteleMcb.

PHOMter4
Ne B.w. oft Oftreepoll*,
ftfteffloteftem to.

■ .Oft eftlee Me MO.

«so oft Mo o.M.« JOO
foremfttee meg. o. MW,
11e ft11 1. Mo MIM
.111111. 1.111... die
oeelefftftte. Je. pee .M.
wo.. Orre Ne lerner
Oma. fts 14601.1. er.
oftmeere. Im.b de, bot et
brr ANIM. I. MO. MO 1. ree
1eMefft11. reiftete
Aride ftlete wob. *dm...
efteidelke oft 4.11 04. ami
enefete IM.M OreMet ree
ftxA. comenem. Min ev.
MermletoeMorlesteet lw.
ftele* olorme. * wer
ab:mal fe1M4. re 41 eme
reemellefts eletee
len. .1. 11111

für Glauben und Volkstum

Die Verbindung von Christentum und nationalsozialistischer Ideologie des Volkstums wird deutlich in der Titelseite dieses Gemeindeblattes.

*Wenn die Welt wüßte,
was er ihr zu sagen und zu geben hat
und wie tief seine
Liebe
über sein eigenes Volk hinaus
- das zu erlösen er sich zum Ziel gesetzt hat -
der ganzen Menschheit gehört,
dann würde sie in dieser Stunde noch
Abschied nehmen
von ihren falschen Göttern
und ihm ihre Huldigungen
darbringen.*

Dr. Joseph Goebbels über Adolf Hitler in der Deutschen Wochenzeitung „Das Reich“ vom 31. Dezember 1944

*Jesus Christus
spricht zu seinen Jüngern:
Sehet zu,
daß euch nicht jemand verführe!
Wenn jemand zu euch sagen wird:
Hier ist der Messias! oder: da!
so sollt ihr's nicht glauben.
Denn es werden viele falsche Messiasse
und Propheten- kommen!
Siehe:
Ich habe es euch gesagt!*

(Matth. 24, 4. 23. 24)

BEKENNEN UND ERKENNEN

Die Psalmen des Alten Testaments erwecken, auch heute noch, den Eindruck stärkster Gottesnähe, entstanden in Situationen extremer Freude und Dankbarkeit oder des Schmerzes und Leidens. Das in ihnen dokumentierte Bekenntnis zu Gott beruht auf Gotteserkenntnis, auf der Erfahrung seines Wirkens im Leben der Menschen. Es gibt aber Zeugnisse von Gott, die darüber noch hinausgehen, weil in ihnen zum Ausdruck kommt, daß das Bekenntnis in Worten und/oder Taten zum Erkennen Gottes geführt hat. Ich meine Briefe und Tagebuchaufzeichnungen, die in der nationalsozialistischen Haft entstanden sind durch Christen, die für ihr Bekenntnis in den Tod gingen, doch nicht nur Christen, sondern auch viele andere Menschen, die denselben todgeweihten Weg gingen, nicht in der Bewusstlosigkeit politischer Verblendung oder blindem Fanatismus, sondern aus Treue und Verpflichtung ihrem Gewissen gegenüber und der Wahrheit, wie sie in ihnen lebte - mochten sie ihr den Namen Gott geben oder nicht - kurz: aus Liebe zu den Menschen, zu Gott, zur Wahrheit. (Auf die Frage: Was ist Wahrheit? würde ich jetzt antworten: genau dies, die Einheit von innerem und äußerem Bekenntnis.) Fast scheue ich mich, ein nicht geprüfter, übersättigter Christ, der vom tausendjährigen Mittelalter und von jeglichen Verfolgungen verschont geblieben ist, so große Worte in Anspruch zu nehmen. Meine einzige Legitimation ist meine innere Betroffenheit und das Staunen. Und so möchte ich und muß ich Menschen sprechen lassen, die in der Haft, angesichts des Todes, einen großen Schritt zu Gott getan haben, oder sollte ich sagen: zu ihm gezogen wurden, oder: denen Gott sich genähert hat? In der Textauswahl kommt dreierlei zum Ausdruck. Zum einen das Suchen nach Gott, zum anderen das Glauben mit Bitten, Klagen und Danken und als drittes die Vollendung in der Gewißheit schon im Leben, die nur wenigen zuteilwird. Hier ist der Ort, auch all jener zu gedenken, denen diese Gnade nicht widerfuhr, die an der Prüfung zerbrachen oder in realistischer Einschätzung ihrer Kräfte ihr versuchten auszuweichen.

Die Aufzeichnungen sind dem Buch "Du hast mich heimgesucht bei Nacht" entnommen, das von H. Gollwitzer u.a. herausgegeben ist (GTB 9) und das ich hiermit jedem ans Herz legen möchte.

DIRK WEGENER

Petter Moen, geb. 1901, norwegische Widerstandsbewegung, am 4. 2. 1944 verhaftet, während Deportation ertrunken.

8. Abends

Von neuem Angstzustände. Weinte. Ich habe versucht zu beten.
Problem: Angst und Verantwortung.

9. Tag

Fortwährend Angst. Ich muß sie überwinden. Die Schmerzen der Selbstprüfung sind groß. Alles ist unzugänglich: Wille, Verstand und Moral ... Mutter in deinem Himmel, bete für mich. Mutter war gut.

Am 11. Tag

Ich werde heute 43 Jahre alt. Ich habe mein Leben mißbraucht und verdiene die Strafe, die mich jetzt von der Hand der Ungerechten trifft. Mit meinen Gedanken streife ich heute an der Peripherie der Frage nach dem Glück umher. Ich bin nie in meinem Leben glücklich gewesen, — nicht einen einzigen Tag. Aber unglücklich bin ich häufig gewesen, bis an die Grenze zum Selbstmord. Von jetzt an will ich das Glück *suchen*. Vielleicht liegt es im Glauben, im Opfer, im Gebet? Ich kann jetzt niederknien und beten. Nicht daß ich glaube, aber ich bete um Glauben. Seltsam, seltsam — daß ich das bin. Wohin soll das führen?

38. Tag

Ich habe zu Gott gebetet, aufrichtig und mit Tränen, er möge mir einen Zipfel vom Mantel des Glaubens schenken. Ich will geheiligt werden. Das Wort soll für mich gelten. Das bedeutet für mich, bis zur Wurzel von all dem Gemeinen, Schmutzigen, Unwürdigen und Wertlosen in meinem Wesen vorzudringen und es zu bekämpfen. Sünde — mit einem Wort.

Montagabend in der Dämmerung

Dies ist ein wirkliches Erlebnis:

An meiner Zellenwand erschien das
Bild von Christi Haupt, dornengekrönt.
In tiefem Frieden lag sein Schmerz gestillt
und kundtat stumm: Gestühnt, versöhnt ...

Du, Gott und Mensch, hast sterben wollen
und wolltest deiner Unschuld Schmerz.
Floß denn dein Blut in minder vollem
Schlag als in meinem bangen Herz?

O nein, durch deines Opfers Macht hast
unsre Qual du wollen enden, und als du
sprachst: Es ist vollbracht! nahmst du
uns Sünder bei den Händen.

O Christus, Bruder nenn ich dich,
den Bruder mein in Schmerz und
Not. Den Weg der Gnade führe mich
aus Angst und Sünden und dem Tod!

Helmut James Graf von Moltke, geb. 1907, Christ,
"Kreisauer Kreis", Jan. 1944 verhaftet, nach Ver-
urteilung am 23. 1. 1945 in Plötzensee hingerichtet.

Aus letzten Briefen an seine Frau

Tegel, den 10. Januar 1945

Mein liebes Herz, zunächst muß ich sagen, daß ganz offenbar die
letzten 24 Stunden eines Lebens gar nicht anders sind als irgendwel-
che anderen. Ich hatte mir immer eingebildet, man fühle das nur als
Schreck, daß man sich sagt: nun geht die Sonne das letztemal für Dich
unter, nun geht die Uhr nur noch zweimal bis zwölf, nun gehst Du das
letztemal zu Bett. Von all dem ist keine Rede. Ob ich wohl ein wenig
überkandidelt bin? Denn ich kann nicht leugnen, daß ich mich in
geradezu gehobener Stimmung befinde. Ich bitte nur den Herrn im
Himmel, daß Er mich darin erhalten möge, denn für das Fleisch ist es
sicher leichter, so zu sterben. Wie gnädig ist der Herr mit mir
gewesen! Selbst auf die Gefahr hin, daß das hysterisch klingt: ich bin
so voll Dank, eigentlich ist für nichts anderes Platz. Er hat mich

die zwei Tage so fest und klar geführt: der ganze Saal hätte brüllen
können wie der Herr Freisler, und sämtliche Wände hätten wackeln
können, und es hätte mir gar nichts gemacht; es war wahrlich so, wie
es in Jesaja 43, 2 heißt: Denn so du durch Wasser gehst, will ich bei
dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du ins
Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht
versengen. — Nämlich Deine Seele. Mir war, als ich zum
Schlusswort aufgerufen wurde, so zumute, daß ich beinahe gesagt
hätte: Ich habe nur eines zu meiner Verteidigung anzuführen: nehmen
sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben's
kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben. Aber das hätte doch
die anderen nur belastet; so sagte ich nur: Ich habe nicht die Absicht,
etwas zu sagen, Herr Präsident.

Ich habe ein wenig geweint, eben, nicht traurig, nicht wehmütig,
nicht weil ich zurück möchte, nein, sondern vor Dankbarkeit und
Erschütterung über diese Dokumentation Gottes. Uns ist es nicht ge-
geben, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, aber wir müssen
sehr erschüttert sein, wenn wir plötzlich erkennen, daß er ein ganzes
Leben hindurch am Tage als Wolke und bei Nacht als Feuersäule vor
uns hergezogen ist, und daß er uns erlaubt, das plötzlich in einem
Augenblick zu sehen. Nun kann nichts mehr geschehen...

Mein Herz, mein Leben ist vollendet, und ich kann von mir sa-
gen: er starb alt und lebenssatt. Das ändert nichts daran, daß ich
gerne noch etwas leben möchte, daß ich Dich gerne noch ein Stück
auf dieser Erde begleitete. Aber dann bedürfte es eines neuen
Auftrages Gottes. Der Auftrag, für den Gott mich gemacht hat, ist
erfüllt. Will er mir noch einen neuen Auftrag geben, so werden wir
es erfahren. Darum strenge Dich ruhig an, mein Leben zu retten,
falls ich den heutigen Tag überleben sollte. Vielleicht gibt es noch
einen Auftrag.

Ich höre auf, denn es ist nichts weiter zu sagen. Ich habe auch
niemanden genannt, den Du grüßen und umarmen sollst. Du weißt
selbst, wem meine Aufträge für Dich gelten. Alle unsere lieben
Sprüche sind in meinem Herzen und in Deinem Herzen. Ich aber sage
Dir zum Schluß, kraft des Schatzes, der aus mir gesprochen hat und
der dieses bescheidene irdene Gefäß erfüllt:

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und
die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des
Heiligen Geistes sei mit Euch allen. Amen.

Vom Zwang zu Leben

<Im Angesicht des Todes leben..>,<den Tod vor Augen haben..> ja: (Herr Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen) (Ps.90) - Eine der Grundthesen der MAK-Reihe 'Jenseits' vom Ende letzten Jahres war die, dass ein Verdrängen des Todes und der Gedanken über das, was uns nach dem Tod erwarten könnte, eine dem Christen unangemessene Haltung sei. Im Gegenteil vermöge nur derjenige sein Leben richtig einzuschätzen, der es im Eingedenken der eigenen Vergänglichkeit gestaltet.

In der Tat lassen sich für diese These eine ganze Reihe biblischer Textbelege anführen -man denke an Ps.90,der Gegenstand einer MAK-Stunde war, an das Buch des Predigers sowie an Luk.12,16-21 (das Gleichnis vom reichen Narren). Zum diesbezüglichen Verständnis der Textstellen ist es wesentlich, den unterschiedlichen Horizont der Verfasser des AT und des NT zu beachten. Der Dichter von Ps.90 beispielsweise hatte keine Jenseits-Perspektive im Sinne eines 'ewigen Lebens', im Gegenteil, viele Psalmen entstanden sogar in direkter Ablehnung von Vorstellungen, wie sie z.B. Hades (=Totenreich)-Glauben der benachbarten Ägypter vorlagen. Dementsprechend bittet dieser Psalm um die Erkenntnis der eigenen Lebensgrenze, um die Abhängigkeit menschlichen Glücks von Zorn und Gnade des ewigen Gottes nicht zu vergessen. Natürlich spielt bei dem Gott 'Glück' materieller Segen und Gesundheit eine nicht geringe Rolle.

Jesus dagegen(z.B.in Luk.12) wendet sich gerade gegen ein Sich-Verlassen auf Güter. Nach Jesus ist es für den Menschen wichtig, sich 'ewige Schätze' zu sammeln, die über den Tod hinaus Bestand haben(Matth.6,20). Das liegt daran, dass Jesus das menschl. Leben nicht am irdischen Segen gemessen sondern im Lichte des anbrechenden Gottesreiches gesehen hat.

Beide Todes-bzw. Jenseitsperspektiven führen im Grunde zur gleichen Konsequenz, der Hinwendung des 'klugen' oder weisen Menschen zu Gott. Das jedoch aus unterschiedlicher Motivation: Der Psalmist in der Hoffnung auf ein erfülltes, gesegnetes diesseitiges Leben, der Christ in der Hoffnung auf Teilhabe am Reich Gottes, das ja nicht ohne weiteres in den Bereich des Jenseits verlegt werden kann, sondern von Jesus durchaus als eine schon heute in einzelnen Menschen anbrechende Realität verstanden wurde.

Trotz unterschiedlichster Todesdeutung im Psalm bzw. bei Jesus können wir also aus den beiden genannten Textstellen (u.aus vielen anderen in AT und NT eine Aufforderung an den Leser ableiten: Wir sollen den Tod als unausweichlichen und von Gott gesetzten Schlusspunkt hinter unser Leben erkennen, annehmen und danach unser Leben gestalten.

ten, der Tod soll also auf das Leben zurückwirken. Das heißt wohl in erster Linie eine gründlichere Auseinandersetzung mit solchen oder ähnlichen Fragen: Wie formuliere ich Sinn und Ziel meines Lebens angesichts des Todes? Welche Ereignisse und Bestandteile meines Lebens werden mir dadurch besonders wichtig/unwichtig?

Das ist jetzt natürlich sehr abstrakt formuliert und von jedem einzelnen inhaltlich zu füllen: Wesentlich ist noch, dass gerade Jesus hiermit keine allgemeine Lebensweisheit gepredigt hat (eher findet man solche Ansätze im Buch des Predigers), sondern dass ganz bestimmte 'Schätze' gemeint sind, es sollen also ganz bestimmte Werte und Tugenden dem Menschen angesichts der eigenen Vergänglichkeit wichtig werden (s. Bergpredigt)

Soweit also die These aus den Bibelarbeiten der MAK-Reihe. Ich kann mit ihr nichts, oder besser gesagt: Höchstens rein gedanklich etwas anfangen. Zugeben, sie leuchtet mir ein. Aber beim besten Willen kann ich mir meinen eigenen Tod nicht farbig genug ausmalen(und ist das keine Frage mangelnder Phantasie?), um daraus eine dauerhafte Veränderung meines Verhaltens geschweige denn eine Änderung meiner Lebenseinstellung abzuleiten. Das fängt schon an mit der §Schwierigkeit, den biblischen Jenseitsvorstellungen Geschmack abzugewinnen: das Erlöschen der biologischen Lebenskräfte und das, was danach sein wird, also das Jenseits, konnten Menschen aller Zeiten ja nur in diesseitigen Kategorien (Bildern) ausdrücken. Das fiel mir besonders bei der MAK-Bibelarbeit über den Endzeit- und Jenseitshorizont der Johannes-Apokalypse auf. Auf mich wirken diese Bilder vorsintflutlich. Die fleischliche Auferstehung der bereits verstorbenen zum Jüngsten Gericht, ihre Einteilung in Gerechte und Ungerechte sowie ihre weitere Verwendung (entweder in der Großfeuerungsanlage oder von Edelsteinen umrahmt im 'himmlischen Jerusalem') - wenn ich heute so reden wollte, müsste ich einen grossen Teil der mir von Gott gegebenen Gehirnfunktionen vernachlässigen. Aber auch eine halbherzige Übertragung dieser unserem (naturwissenschaftl. geprägten) Weltbild widersprechenden Redeweise hilft mir nicht weiter. Was nützt es, die endzeitlichen Untiere zu Symbolen für die Macht des Bösen zu erklären, die fleischliche Auferstehung in eine seelische zu verwandeln-Psychosomatik) und den feurigen Pfuhl das himmlische Jerusalem in die abstrakten Termini ewige Verdammnis ewiges Heil umzudeuten? Was mir im Zeitalter der Raumforschung schwerfällt zu glauben ist, dass es überhaupt noch etwas nach dem Tod geben soll, ja, dass von diesem jenseitigen Heil der Wert meines Lebens in Frage gestellt werden konnte. Finde ich nicht in der heutigen Zeit (auch im Evangelium)viel einleuchtendere Maßstäbe für mein Leben, muss ich denn erst in einem jenseitigen Leben die endgültige Einlösung des in Christus gegebenen Unterpfandes erwarten? Kann die Gnade Gottes nicht schon hier und heute mein Leben füllen und verändern? (Ich weiss, dass ich mit diesen Fragen den nach Paulus wichtigsten Lehrsatz der Kirche zu bezweifeln scheine (1.Kor.15), aber bedarf nicht

auch dieser Satz der behutsamen kritischen Reflexion?)

Nicht nur für das Jenseits, sogar für mein eigenes Sterben empfinde ich es als problematisch, es mir als eine Ermahnung zu klugem Leben dauernd vor Augen zu halten. Selbstverständlich weiß ich, dass ich einmal 'dran glauben' muss, heute aber angesichts der Überfülle des Lebens, fällt es mir schwer, das Sterben als Realität anzuerkennen, sozusagen den Herbst im Frühling zu betrauern. Das mag persönliche Ursachen haben. Glücklicherweise musste ich weder durch das sterben einer mir nahestehenden Person noch durch Konfrontation mit dem eigenen Tod (z.B. bei einer schweren Krankheit) bisher Bekanntschaft mit dem Tod machen. Es kann mir ja immer nur das wichtig werden „was ich selber erlebt habe, ich kann nur als Betroffener betroffen sein.

Selbst wenn der Tod sich mir als Macht stärker eingepägt hätte, fiel es mir wohl schwer, mein Leben dementsprechend nachhaltig zu überdenken. Es liegt in der Natur des Menschen, Unangenehmes aus dem Bewusstsein zu verdrängen. Folglich nehmen wir unsere Konflikte ungern wirklich als solche hin, wir schließen lieber(vorschnell) Kompromisse.

Ich habe versucht darzustellen, wieso es mir schwerfällt, mein Leben im Wissen um die eigene Vergänglichkeit auf das Wesentliche zu reduzieren, ein einfaches Leben zu führen, das seinem Sinn gerecht wird. Ich kenne den Tod nicht, daher betrifft er mich nicht.

Vielleicht bin ich aber gerade mit dieser Stellungnahme einem der zahlreichen Verdrängungsmechanismen in unserer Gesellschaft zum Opfer gefallen, der darin besteht, 'Tod' allein auf das biologisch-körperliche Sterben zu reduzieren. Die Bibel lehrt ja, dass 'Leben' nicht in erster Linie die Materielle Existenz meint sondern dass -natürlich mit dieser aufs engste verknüpft- auch gerade die Stellung des Menschen zu Gott (allgemeiner: seine seelische Verfassung) einen wesentlichen Faktor der Lebensqualität darstelle: <Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht>(Mt.4,4 bzw.5.Mose 8,3). So kann auch der Tod, biblisch verstanden, schon einen kerngesunden jungen Menschen betreffen, der den Anruf Gottes an sein Leben überhört hat, d.h. den Sinn seiner Existenz nicht ansatzweise, nicht einmal rein intuitiv, verstanden hat(das ist nicht als Aufforderung zu mehr Kopf-und Lippenchristsein mißzuverstehen!).

In diesem erweiterten Todesverständnis mag eine Chance liegen, 'Tod' in der Jugendarbeit zu einem fruchtbaren Thema zu machen, dass nicht nur eine trockene Abhandlung über Rentnerprobleme darstellt. Wie, das kann hier nur angedeutet werden. Daes man etwas weiter ansetzen muss, ist meiner Meinung nach unvermeidlich.

Es müsste hierzu gelingen
-die Inhalte der Bibel sinnlicher zu vermitteln,
so dass sie besser in persönliche Betroffen-

- heit münden können. Das betrifft zunächst die Form und die Atmosphäre, die in unseren Andachten herrscht. Wie gross sollte die Gruppe sein? Welche Rolle spielt derjenige, der sich vorbereitet hat? Wie regen wir ein Gespräch an? Aber durchaus auch die Inhalte wollen überdacht sein. Auf welche Weise komme ich einem Text näher? (Anschaulichkeit, Betrachtung) Wie vermeide ich, als Vortragender wie als Hörer, ein Abheben zu Fragen, die dem eigenen Leben nicht angemessen sind? (In dieser Hinsicht sollten sich meiner Erfahrung nach besonders die Jungengruppe überprüfen:)
- so das Leben als ein laufendes Abschiednehmen von liebgewordenen Menschen und Möglichkeiten zu begreifen und den Tod dadurch als eine dem Leben immanente Macht zu verstehen, die sich schon jetzt in Einsamkeit, Hunger, Angst, Schuld, Sinnleere, Hoffnungslosigkeit.. äußert.
 - viel mehr an solchen Erscheinungsformen des Todes im Leben aktiven(auch innerlichen)Anteil zu nehmen und damit Erfahrungen im Machtbereich des Todes kennenzulernen oder selber zu machen. In dieser Hinsicht ist Phantasie gefragt (einem anderen ein Freund sein, Friedensarbeit, Altenheim, 3.Welt-Arbeit...)
 - sich schließlich auch theologisch präzise mit den Bibelstellen zu 'diesem 'Thema auseinanderzusetzen. Was mutet uns die Bibel zu, von Tod und Jenseits zu glauben?

SVEN KRENGEL

IHR FRAGT
WIE IST
DIE AUFERSTEHUNG DER TOTEN ?
ICH WEIB ES NICHT

IHR FRAGT
WANN IST DIE AUFERSTEHUNG DER TOTEN ?
ICH WEIB ES NICHT

IHR FRAGT
GIBT ES EINE AUFERSTEHUNG DER TOTEN ?
ICH WEIB ES NICHT

ICH WEIB NUR
WONACH IHR NICHT FRAGT
DIE AUFERSTEHUNG DERER. DIE LEBEN

ICH WEIB NUR
WOZU ER UNS RUFT: ZUR AUFERSTEHUNG - HEUTE UND JETZT

(KURT MARTI)

Aus dem Alltag eines Hauskreises

in Hardeggen will ich ein wenig erzählen. Vom "Alltag" spreche ich, weil der Kreis im Laufe von 4 Jahren für uns nun schon fester Bestandteil des Christenalltags geworden ist. Wichtiger und schöner Bestandteil, an dem wir unsere Freude haben.

Seit einiger Zeit ackern wir in der Apostelgeschichte. Wir haben es meistens so gehalten, daß wir im ersten Teil des Abends einen Abschnitt oder ein Kapitel der Bibel lesen, über diesen Text nachdenken und sprechen, unsere Gedanken, Fragen und Einsichten austauschen. (Übrigens wird bei uns viel gesungen.)

Das 2. Kap. der Apg. hat uns besonders angesprochen und beschäftigt. Da wird ja von der Jerusalemer jungen Gemeinde erzählt, die nach Pfingsten entsteht: Sie blieben beständig in der Apostel Lehre, in der Gemeinschaft, beim Brotbrechen und Gebet. Solchem Lebens- und Gemeindestil kann ein Hauskreis nahekommen: Wir erleben, daß das Wort der biblischen Zeugen uns im Glauben ermutigt und stärkt. Wir empfinden, wie nötig es ist, über das miteinander zu reden, was wir im Glauben umsetzen möchten. Der Hauskreis hat uns sprachfähiger gemacht. Und wie dringend wir alle der Gemeinschaft des Glaubens bedürfen, braucht nicht betont zu werden. "Allein geht man ein", heißt es. Ich denke, daß die weithin zu beobachtende Kraftlosigkeit und mangelnde Attraktivität unserer Gemeinden vor allem aus dem Mangel an Gemeinschaft resultiert.

"Sie blieben beständig" die ersten Gemeinden haben diese vier Stücke christlicher Existenz vermutlich nicht als ein mögliches Hobby betrachtet (Wort Gottes, Gebet, Herrenmahl, Gemeinschaft). sondern für sie waren es Grundpfeiler ihres Glaubens.

Und so empfinden wir es als Hauskreisleute: Miteinander aus dem Wort leben, beten, miteinander singen und loben, feiern, einander beistehen - davon wird Glaube lebendig, wird Glaube in Bewegung gesetzt. Dabei bricht dann auch etwas von der in Apg. 2,47 erwähnten Freude auf. - Am kommenden Sonnabend will der Hauskreis wieder einmal gemeinsam wandern...

W. Brennecke

Zur Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes 1984

Im Juli 1984 fand in Budapest die VII. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes statt. Die vorletzte dieser alle sieben Jahre einberufenen Versammlungen war die in Daressalam (Tansania) 1977 gewesen. Eines der Stichworte, die sich mit der Daressalamer Vollversammlung verbinden, ist der "Status confessionis" in Bezug auf die Apartheid in Südafrika. Es wurde damals erklärt, die Beurteilung der Rassentrennungspolitik Südafrikas sei nicht länger eine Frage, über die man in der lutherischen Kirchengemeinschaft unterschiedlicher Meinung sein könne; es sei vielmehr Teil des Bekenntnisses zu Jesus Christus, die Aufteilung der Bevölkerung in rassische Gruppen mit völlig verschiedenen Rechtssituationen abzulehnen.

Die Diskussion um diese Erklärung flammte vor der Vollversammlung des LWB in Budapest in verstärktem Maße wieder auf. Die lutherischen Kirchen Afrikas hatten bei ihrem Vorbereitungstreffen im Dezember 1983 in Harare (Simbabwe) den Antrag an die Vollversammlung gestellt, die Mitgliedschaft der südafrikanischen "weißen" lutherischen Kirchen im LWB zu suspendieren, bis sie sich von der Apartheid abwenden. Wörtlich heißt es: "Mangels eines sichtbaren und sinnvollen Fortschrittes auf dem Wege zur Einheit der Kirche und angesichts einer fehlenden öffentlichen Ablehnung der Sünde des Apartheidsystems haben die Teilnehmer der Gesamtafrikanischen Lutherischen Konsultation in Harare sorgfältig und im Gebet die Situation seit den Vollversammlungen von Evian (1970) und Daressalam (1977) überprüft und empfehlen daher der VII. Vollversammlung des LWB in Budapest 1984:

Die VII. Vollversammlung soll die Feststellung des "Status confessionis", wie er in Daressalam erklärt wurde, erneut bekräftigen und soll die "weißen" Gliedkirchen in Südafrika aufrufen, positive Schritte zur Einheit der Kirche einzuleiten. Als Übergangsmaßnahme soll die Mitgliedschaft dieser "weißen" Gliedkirchen im LWB solange aufgehoben werden, bis sie die Apartheid öffentlich und eindeutig verurteilen und Maßnahmen zur Einheit mit anderen Gliedkirchen dieses Gebietes ergreifen."

Der LWB wurde damit praktisch aufgefordert, dem Beispiel des Reformierten Weltbundes zu folgen, der 1982 in Ottawa die Suspendierung der weißen reformierten Kirchen in Südafrika beschlossen hatte. Für die EKD war dieser Antrag sehr brisant, denn gerade sie ist mit den weißen lutherischen südafrikanischen Kirchen personell und finanziell sehr eng verbunden und diese Unterstützung bedeutet ja auch eine Mitverantwortung am Handeln der Schwesterkirche.

Wie der Antrag auf Suspendierung gemeint ist, erklärt der Theologe Sibusio M. Bengu, Referent der LWB für Studien und soziale Anliegen, mit der in afrikanischen Kirchen geübten Kirchenzucht:

"Die Suspendierung von Christen in der Gemeinschaft der Gläubigen ist in Afrika eine alltägliche Praxis. Diese disziplinarische Maßnahme soll die christliche Gemeinschaft stärken, nicht sie zerbrechen. Christentum in Afrika wird sowohl als individuelle als auch als kommunale Angelegenheit betrachtet.

In meiner eigenen Kirche werden z.B. schuldig gewordene Christen unter Kirchenzucht gestellt. Diese korrigierende Bestrafung erfolgt gewöhnlich durch Suspendierung von der Teilnahme am Heiligen Abendmahl und anderen kirchlichen Handlungen. Die Suspendierung wird öffentlich in der Kirche vom Pastor verkün-

det, und ein Gebet wird für denjenigen gesprochen, der mit solch einer disziplinarischen Maßnahme belegt wird. Die Dauer der Suspendierung beträgt gewöhnlich ein Jahr, wenn die betreffende Person bereut. Suspendierte Gemeindeglieder werden geliebt und vom Pastor und den Kirchenvorstehern der Gemeinde besucht und werden ermutigt, ihre Fehler wieder gutzumachen. Suspendierte Gemeindeglieder besuchen die Kirche, sitzen auf den hinteren Bänken und nehmen an wöchentlichen Beratungskursen teil."

Diese Art des Umgangs mit Gemeindegliedern wirkt auf uns befremdend: Kirche ist bei uns in erster Linie Angebot an die Gemeinde, das genutzt werden kann, in der Regel aber kaum in Anspruch genommen wird. Einzelne von der Abendmahlsgemeinschaft auszuschließen wirkt deshalb widersinnig - man ist doch froh über jeden, der kommt - und darüber hinaus ist es hier kaum vorstellbar, ein aktives Gemeindeglied wegen einer begangenen Schuld öffentlich bloßzustellen. Es ist auch unüblich, die private und berufliche Existenz der Gemeindeglieder bei ihrem Kirchenbesuch oder ihrer Mitarbeit in den Gemeinde einzubeziehen. Genau dieses ist in afrikanischen Kirchen offensichtlich anders und diese Art, dem Mitchristen in seiner ganzen Existenz zu begegnen, führt auch zu massiven Anfragen der afrikanischen Kirchen an die Kirchen Europas, was ihr Verhalten in der Gesellschaft betrifft. Das wird deutlich in den Sätzen von Bischof Kibira, dem damaligen Präsidenten des LWB (aus einer Rede im Januar 84):

"Die Vollversammlung sollte deutlich machen, daß die Apartheid heute kein Problem mehr darstellt, über das lutherische Kirchen unterschiedlicher Meinung sein und doch die Integrität ihres gemeinsamen Glaubens wahren können. Sie stellt auch eine Herausforderung an jede Gliedkirche des LWB dar, ihr eigenes Leben und Zeugnis in der Gesellschaft zu überprüfen. Es muß klargemacht werden, daß unsere Kirchen Teil des einen und heiligen Leibes Christi und deshalb einander verantwortlich sind. Wenn ein Glied leidet, leidet der ganze Leib. Deshalb glaube ich, daß Gliedkirchen in einigen westlichen Ländern, die offen oder indirekt das südafrikanische Regime unterstützen, eine einstimmigere und stärkere Opposition gegen die verräterische Politik ihrer Regierungen betreiben könnten."

Anfragen von Christen aus ärmeren Ländern an das Verhalten auch der bundesdeutschen Kirchen zu gesellschaftlich-politischen Fragen wie in diesem letzten Satz werden in der letzten Zeit häufiger. Nach den deutlichen Stimmen aus Vancouver von der Kirchengemeinschaft im ökumenischen Rat im letzten Jahr hörten wir jetzt Ähnliches aus Budapest von der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes. Bisher sind Berichte von außer-europäischen Christen in unseren Gottesdiensten und kirchlichen Veranstaltungen oft eher als exotisch oder spendenanregend aufgenommen worden. Allmählich wird immer mehr erkennbar, daß wir nicht nur in unserer Spendenfreudigkeit, sondern in viel grundsätzlicheren Fragen, in unserem Lebens- und Glaubensalltag angefragt sind. Das Budapester Treffen sollte deshalb verstanden werden als eine weitere Gelegenheit, das schwesterlich-brüderliche Hören auf Mitchristen aus anderen Teilen der Erde einzuüben.

Uwe Klose

Erklärung des Ev.-luth. Missionswerkes in Niedersachsen

Zur Einheit der lutherischen Kirchen im Südlichen Afrika

In der Vorbereitung der VII. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Budapest ist durch die Empfehlungen der Gesamtafrikanischen Lutherischen Konsultation, die vom 7. bis 16. Dezember 1983 in Harare, Simbabwe, stattfand, und durch andere kirchliche Verlautbarungen die Frage nach der Einheit der lutherischen Kirchen im Südlichen Afrika erneut gestellt worden. Das Evangelisch-lutherische Missionswerk in Niedersachsen nimmt dazu wie folgt Stellung:

1. „Das Evangelisch-lutherische Missionswerk in Niedersachsen ist dem weltweiten Auftrag verpflichtet, das Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments gegeben und in den Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche bezeugt ist, in Wort und Tat zu verkündigen und Menschen für die Kirche Jesu Christi zu gewinnen.“
(§ 1 der Satzung)

2. Diesen Auftrag führt das Evangelisch-lutherische Missionswerk (ELM) als gemeinsame Einrichtung seiner Trägerkirchen (Hannover, Braunschweig und Schaumburg-Lippe) sowie in Verbindung mit weiteren Kirchen, Gemeinden und Freundeskreisen in partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit überseeischen Kirchen aus.

Im Südlichen Afrika, wo Mitarbeiter des Missionswerkes seit 130 Jahren wirken, verbinden das ELM partnerschaftliche Beziehungen mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Südlichen Afrika (ELCSA). Zur Evangelisch-Lutherischen Kirche im Südlichen Afrika - Natal-Transvaal (ELKSA-

NT) besteht eine historisch gewachsene, in personeller Zusammenarbeit lebendige Beziehung.

3. Nachdem es bei den kirchlichen Einigungsverhandlungen, die 1975 zur Bildung der ELCSA führten, noch nicht zu einem Beitritt der „weißen“ lutherischen Kirchen gekommen war, hat das ELM seinen Beitrag zur stärkeren Gemeinschaft und Einheit unter den Lutheranern im Südlichen Afrika u. a. darin gesehen, weiterhin Mitarbeiter sowohl in die ELCSA als auch in die ELKSANT zu entsenden und auf praktizierte Kirchengemeinschaft (Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft) auf der Grundlage des gemeinsamen Bekenntnisses hinzuwirken.

4. Das ELM bekennt aber vor Gott und den Brüdern und Schwestern in den Partnerkirchen seine Mitschuld daran, daß die Einheit, die uns in Christus geschenkt ist, im Leben und Dienst der Kirche im Südlichen Afrika bisher nur ungenügenden Ausdruck gefunden hat.

Unsere Mitschuld sehen wir darin, daß wir nicht konsequent genug auf die zu praktizierende Kirchengemeinschaft und die Vereinigung der Lutherischen Kirchen hingewirkt haben.

Unsere Mitschuld sehen wir auch darin, daß wir oft geschwiegen haben, wenn die von Gott verliehene Menschenwürde verletzt wurde. Wir haben nicht deutlich genug unsere Stimme vor Gott und den Menschen erhoben, wenn das Apartheid-System über unsere Brüder und Schwestern Not, Unterdrückung und Leiden gebracht hat.

5. Das ELM bittet gleichzeitig die mit ihm in Deutschland und im Elsass verbundenen Kirchen und ihre Glieder, nach ihrer Mitverantwortung für das christliche Zeugnis im Südlichen Afrika - bis hinein in familiäre und wirtschaftliche Beziehungen - zu fragen, Mitschuld zu erkennen und bereit zu sein zu Buße und Umkehr.

In Schuldbekennnis, Buße und gegenseitiger Vergebung sieht das ELM den der Kirche Jesu Christi gewiesenen Weg zur Gemeinschaft miteinander (Matth. 5, 23; 18, 15ff.; Luk. 6, 37).

6. Das ELM steht inhaltlich voll hinter der Erklärung zur konfessionellen Integrität, die bei der VI. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes 1977 in Dar-es-Salaam beschlossen worden ist. Unter den bestehenden Bedingungen im Südlichen Afrika sind Gemeinschaft und Einheit der Kirchen eine Absage an die Apartheid und ein Zeugnis für unser Einssein in Jesus Christus. Das ELM lehnt die Ideologie der Apartheid als häretisch und das Apartheid-System in seinen menschenentwürdigenden Auswirkungen als sündhaft ab. Das ELM erwartet, daß alle seine Mitarbeiter dies in Wort und Leben konsequent vertreten.

7. Auf dieser Grundlage versteht und respektiert das ELM den Aufruf der Konsultation von Harare, daß „sichtbare und sinnvolle Fortschritte auf dem Wege zur Einheit der Kirche und die öffentliche Ablehnung der Sünde des Apartheid-Systems“ erforderlich sind (Bericht der Harare-Konsultation, 3. 2.). Es erklärt seine Solidarität mit den „schwarzen“ Brüdern und Schwestern der Partnerkirche ELCSA, die unter dem Apartheid-System leiden.

Im Hinblick auf die VII. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Budapest nimmt das ELM das Anliegen von Harare auf. Es versteht die besondere Herausforderung der Kirche im Südlichen Afrika im Kontext der Apartheidsgesellschaft als Bekenntnissituation („casus confessionis“) und ruft die lutherischen Kirchen im Südlichen Afrika auf, positive Schritte zur Einheit der Kirche zu unternehmen.

8. Das ELM ist jedoch der Meinung, daß die Feststellungen von Harare, es habe keinen sichtbaren und bedeutsamen Fortschritt sowie keine „öffentliche Ablehnung der Sünde des Apartheid-Systems“ gegeben, so nicht zutreffen. Es weist in diesem Zusammenhang auf die 2. Synode der ELKSANT im Oktober 1983 in Kroondal hin und sieht in der „Handreichung“ der Generalsynode der Vereinigten Ev.-lutherischen Kirche im Südlichen Afrika (VELKSA) (1. bis 4. Dezember 1983 in Pietermaritzburg) eine deutliche Absage an den Rassismus.

Das ELM begrüßt besonders die von Repräsentanten der ELCSA, ELKSANT und der ELKSA-Kapkirche am 18./19. April in Johannesburg beschlossene „Absichtserklärung zur Vereinigung“. Es ermutigt seine Partner, auf diesem Wege fortzufahren.

9. Das ELM hat Sorge, daß der in Gang gekommene Prozeß zur Vereinigung durch eine Suspendierung der „weißen“ Mitgliedskirchen im Lutherischen Weltbund, wie sie in Harare als Übergangsmaßnahme empfohlen wurde, unterbrochen wird. Es befürchtet, daß die Bemühungen vieler Pastoren und Kirchenmitglieder um mehr Gemeinschaft und Einheit auf der Ebene der Gemeinden dadurch Schaden nehmen könnten.

10. Angesichts neuer hoffnungsvoller Ansätze bittet das ELM alle Glieder seiner Träger- und Partnerkirchen, im Gebet um die Einheit nicht nachzulassen, alle Entscheidungen im Sinne dieser Einheit zu treffen und entschlossene Schritte zu ihrer Verwirklichung zu wagen (Joh. 17, 21).

Das ELM wird seinerseits in der weiteren Zusammenarbeit mit den lutherischen Kirchen, Gemeinden und Christen im Südlichen Afrika darauf hinwirken, daß der Dienst der Mission einmütig und glaubwürdig geschehen kann.

Hermannsburg, den 2. Juli 1984

Der Missionsausschuß des
Ev.-luth. Missionswerkes in
Niedersachsen

DEBATTE UND BESCHLÜSSE VON BUDAPEST

Als Reaktion auf den Antrag der afrikanischen Konsultation in Harare teilten die beiden "weißen" Mitgliedskirchen des Lutherischen Weltbundes, die Deutsche Evangelische Kirche in Südwestafrika (Namibia) und die Ev.-Luth. Kirche im Südlichen Afrika (Kapkirche) zu Beginn der Debatte in Budapest mit, daß sie mit sofortiger Wirkung ihre Mitgliedschaft selbst suspendierten. Begründet wurde dies damit, die Vollversammlung könne dann unbelasteter fortfahren. Die aus der Arbeit der Berliner und der Hermannsburger hervorgegangene Ev.-Luth. Kirche im Südlichen Afrika (Natal-Transvaal) ließ ihren Aufnahmeantrag vorläufig ruhen.

Die Selbstsuspendierung stieß auf heftige Kritik der afrikanischen Delegierten. Bischof Jonas Shiri (Zimbabwe) nannte sie einen eindeutigen Beweis für die mangelnde Versöhnungsbereitschaft der weißen Kirchen. Sie seien nicht bereit, ihre Haltung zur Apartheid öffentlich zu korrigieren, sondern zögen sich stattdessen aus der christlichen Gemeinschaft zurück, kritisierte er. Die Vollversammlung könne auf diesen Schritt nur reagieren, indem sie ihrerseits eine Suspendierung der Mitgliedschaft, wie in der Harare-Resolution gefordert, beschließe.

Dekan Simon Farisani (Vendaland) erinnerte daran, daß in den zurückliegenden Jahren der schwarze Teil der lutherischen Kirchen stets der leidende Teil gewesen sei. Farisani, der in Südafrika verhaftet und gefoltert worden war, führte aus, daß Apartheid ein politisches und wirtschaftliches Verbrechen sei. Die Vollversammlung solle die Schwarzen in der Überzeugung nach Hause gehen lassen, daß der Lutherische Weltbund im Kampf hinter ihnen stehe.

Außer den afrikanischen Delegierten beteiligten sich vor allem Delegierte aus den beiden deutschen Staaten an der Aussprache. Missionsdirektor Müller aus Hermannsburg unterstrich noch einmal die Stellung des Missionswerkes (vgl. Dokumentation), wonach es bereits sichtbare und bedeutsame Fortschritte in der Ablehnung der Apartheid gegeben habe.

Der geheimen Abstimmung ging ein stilles Gebet voraus und folgte ein Bußchoral; es gäbe keine Sieger und Verlierer, sagte der Vorsitzende, sondern nur Betroffene. Mit 222 gegen 23 Stimmen bei 49 Enthaltungen beschloß die Vollversammlung die Suspendierung. Sie bekräftigte die Beschlüsse von Daressalam und rief die weißen Mitgliedskirchen im südlichen Afrika nachdrücklich und dringend auf, das Apartheidsystem (getrennte Entwicklung) öffentlich und unzweideutig abzulehnen und die aus rassistischen Gründen bestehende Spaltung der Kirche zu beenden. Sie stellte fest, daß sich diese Kirchen praktisch aus der Bekenntnisgemeinschaft zurückgezogen haben, die die Grundlage der Mitgliedschaft im Lutherischen Weltbund bildet. Deshalb sei sie gezwungen, die Mitgliedschaft der genannten Kirchen ruhen zu lassen, in der Absicht, diesen Kirchen zu helfen, zu einem klaren Zeugnis hinsichtlich der Politik der Apartheid zu gelangen und sich auf sichtbare Gemeinschaft der lutherischen Kirchen im südlichen Afrika hinzubewegen. Suspendierung bedeutet, daß diese Kirchen keine stimmberechtigten Delegierten zu offiziellen Tagungen entsenden können. Das Exekutivkomitee wurde angewiesen, die Suspendierung zu beenden, wenn die Kirchen Maßnahmen zur Herstellung der Gemeinschaft ergriffen haben. Das Gespräch mit den Kirchen in Südafrika solle verstärkt werden. Schließlich wurden alle Mitgliedskirchen ermutigt, sich im Lichte der Heiligen Schrift ständig selbst zu prüfen und alle Formen der Rassendiskriminierung abzulehnen.

GEBETS- UND FASTENTAGE IN SÜDAFRIKA

Im August dieses Jahres sind in Südafrika Gebets- und Fastentage durchgeführt worden, um damit den Menschen, die von Zwangsumsiedlungen betroffen sind, beizustehen. Aus diesem Anlaß hat der Südafrikanische Kirchenrat sich an seine weltweiten Partner, also auch an die bundesdeutschen Kirchen, gewandt, um sie um das Mittragen und um Unterstützung für diese Tage zu bitten. Der hier abgedruckte Brief vom Generalsekretär des Südafrikanischen Kirchenrates, Bischof Desmond Tutu, erreichte uns zu spät, als daß wir noch rechtzeitig hätten reagieren können. Trotzdem wollen wir ihn weitergeben, denn auch unabhängig von den festgelegten Tagen wird in dem Brief deutlich, wie tief Christen in Südafrika von den Umsiedlungsmaßnahmen der südafrikanischen Regierung betroffen sind und gleichzeitig, wie sehr sie auf Anteilnahme auch von uns hoffen.

uk

**THE SOUTH AFRICAN COUNCIL OF CHURCHES**

An alle Partnerkirchen, Missionswerke und -gesellschaften, Gemeinden, kirchennahen Initiativgruppen sowie engagierte Einzelpersonen

Johannesburg, den 23. Juli 1984

Betrifft: Gebets- und Fastentage (24. und 26. August 1984) für alle Menschen, die von Zwangsumsiedlungen betroffen sind und für die Beendigung der Umsiedlungspolitik in Südafrika.

Hier: Dringende Bitte um Unterstützung durch Zeichen der Hoffnung und Gemeinschaft von überseeischen Partnerkirchen, Missionswerken und -gesellschaften, Gemeinden und kirchennahen Initiativgruppen.

Liebe Freunde, trotz aller Beteuerungen des südafrikanischen Premierminister P. W. Botha während seiner jüngsten Reise durch mehrere europäische Länder, daß sich die Lage der Schwarzen in Südafrika bessert, sind wir überzeugt, daß genau das Gegenteil zutrifft:

Die Zwangsumsiedlungspolitik geht unvermindert weiter.

Es sei hier nur auf ein besonders krasses Beispiel hingewiesen: In Crossroads, der schwarzen Siedlung bei Kapstadt, haben Regierungsbeamte gerade in den letzten Tagen wiederholt die mühselig errichteten Notunterkünfte zerstört. Viele dieser Unterkünfte waren mit Hilfe der örtlichen Gemeinden unter Verwendung einfacher Plastikplanen errichtet worden. Als die Regierungsbeamten z.B. am 17. Juli 1984 morgens um 7.30 Uhr kamen, wurden Männer, Frauen und Kinder aus dem Bett geworfen und mußten mit ansehen, wie erst die Plastikplanen heruntergerissen und dann die Holzrahmen zertrümmert wurden. Selbst auf schwangere Frauen und kranke, alte Menschen wurde keine Rücksicht genommen - alle standen im regnerischen, kalten Wetter; denn in Südafrika ist jetzt Winter.

Dies wird von den südafrikanischen Behörden als der angemessene Weg angesehen, die schwarzen Einwohner zu überzeugen, "freiwillig" nach Khayelitsha zu ziehen - ein neuerrichtetes Wohngebiet 35 km vor Kapstadt. Die in Khayelitsha denkbaren razziaähnlichen Kontrollmaßnahmen werden es der Regierung ermöglichen, alle sog. "illegalen" Bewohner herauszufinden und sie 600 km weiter in vom Hungertod gezeichnete Gebiete der Transkei und Ciskei zu deportieren.

In zunehmendem Maß werden schwarze Einwohner zu Fremden im eigenen Land gemacht und gezwungen, in die sog. "unabhängigen Heimatländer" zu ziehen - wo es beinahe keine Arbeitsmöglichkeiten gibt. So entledigt sich die südafrikanische Regierung der Verantwortung für gerade die Menschen, die mit ihrer Hände Arbeit am meisten zum Reichtum des Landes beigetragen haben. Die "Heimatländer" sind weder bereit noch in der Lage, die Verantwortung für diese Menschen zu übernehmen (so sind z.B. in der Transkei und der Ciskei während der letzten Monate überhaupt keine Altersrenten ausbezahlt worden, und viele Menschen haben absolut kein Einkommen. Es wird berichtet, daß diese Menschen buchstäblich verhungern).

In Anbetracht dieser Ungerechtigkeiten und des Leidens des südafrikanischen Volkes hat eine repräsentative Gruppe von Kirchenführern am 19. und 20. Juni 1984 dringend dazu aufgerufen, Freitag, den 24. August 1984 zu einem Gebets- und Fastentag zu machen, um allen Menschen, die von Zwangsumsiedlungsmaßnahmen betroffen sind, zu gedenken und für die Beendigung der Umsiedlungspolitik in Südafrika zu beten.

Am Sonntag, den 26. August 1984 sind alle Pastoren und Gemeinden gebeten, während des Gottesdienstes sowohl für die Opfer der Zwangsumsiedlungspolitik zu beten als auch für die Abschaffung dieser Politik selbst, welche so unmenschliche Auswirkungen auf Einzelne, auf Familien und auf die Gesellschaft hat.

Der Südafrikanische Kirchenrat hat auf seiner diesjährigen Nationalkonferenz im Juni 1984 diesen Aufruf des Kirchenführertreffens einstimmig unterstützt und durch eine eigene Resolution bekräftigt.

Der August ist in Südafrika der "Monat des Mitleidens", wo Christen ihre Verbundenheit mit den Schwestern und Brüdern deutlich machen, die besitzlos, ihrer menschlichen Werte beraubt und entwurzelt sind. Die Gebets- und Fastentage bilden den Höhepunkt dieses "Monat des Mitleidens" und bieten die Möglichkeit einer christlich verantworteten Reaktion auf Zwangsumsiedlungen.

Hiermit lade ich unsere überseeischen Partnerkirchen, Gemeinden, Missionswerke und -gesellschaften, kirchennahen Initiativgruppen, als auch engagierte Einzelpersonen ein, ebenfalls an diesen Gebets- und Fastentagen teilzunehmen.

Für die von Umsiedlungsmaßnahmen bedrohten Gemeinschaften, als auch für diejenigen, die bereits zwangsumgesiedelt worden sind, ist es geradezu lebenswichtig, der Unterstützung und der Betroffenheit der weltumspannenden ökumenischen Familie immer wieder versichert zu sein.

Darum bitten wir Sie dringend, uns in geeigneter Form (sei es durch Briefe, Telegramme, Bilder, Gedichte, o.ä.) Zeichen der Hoffnung und der Gemeinschaft zu schicken. Wir hoffen, daß Christen aus vielen Ländern auf diese Bitte reagieren werden. Diese Antworten und Reaktionen werden vom Südafrikanischen Kirchenrat gesammelt und rechtzeitig vor den Gebets- und Fastentagen an die von Zwangsumsiedlungsmaßnahmen betroffenen Gruppen verteilt, damit sie in deren Gottesdienste eingebracht werden können.

Wir bitten darum, daß Ihre Antworten uns spätestens bis zum 20. August 1984 erreichen, und daß Sie - trotz der deutschen Urlaubszeit - möglichst viele interessierte Gemeinden ansprechen.

Zudem möchten wir diese Gelegenheit nutzen, Ihnen zum wiederholten Male für Ihre Gebete als auch für die fortlaufende Unterstützung unserer Arbeit zu danken. Beiliegend finden Sie eine Handreichung mit ausgewählten Lesungen, Gebeten und agendarischen Stücken zum Gottesdienst am 26. August 1984.

Allen, denen es möglich sein wird, uns in o.a. Weise Zeichen der Verbundenheit zukommen zu lassen, werden wir einen schriftlichen Bericht über den Verlauf der Gebets- und Fastentage senden.

Mit herzlichen Grüßen
in geschwisterlicher Verbundenheit
gez. Bischof Desmond Tutu - Generalsekretär

HINWEIS

Dieter Koeve, Tim Besserer (Hrsg.), Nichts wird uns trennen. Südafrika- nische Fotografen und Dichter. Mit einem Vorwort von Al Imfeld. Benteli Verlag, CH-3011 Bern, 1983, 159 S.0

Missionstag

**am 20. Oktober 1984
im Pentagon
des Missionsseminars
in Hermannsburg**

für Vertreter der Gemeinden,
Kirchen und Gruppen,
die unsere Arbeit
mitbedenken, mitberaten
und mittragen wollen.

Beginn: 9.30 Uhr

ES WIRD MEHR GERETTETE GEBEN,

ALS EINE ENGHERZIGE THEOLOGIE ES FASSEN KANN

Das Gebet "Herr wir weinen" ist entnommen einer Sammlung afrikanischer Gebete. Fritz Pawelzik: Ich werfe meine Freude an den Himmel Aussaat-Verlag, Wuppertal, 1977

Mission ist keine Einbahnstraße! Zunehmend kommen afrikanische Pastoren auf Zeit in unsere Gemeinden. So auch Pastor Makgabo, der von 1979 bis 1983 Gastdozent am Missionsseminar in Hermannsburg war. In dieser Zeit hielt er eine Reihe von Vorträgen und Predigten in deutschen Gemeinden.

Swarishang D. Makgabo: Von Brüdern lernen Hermannsburg, 1983. Erhältlich bei: Ev.Luth. Missionswerk in Niedersachsen - Gemeindedienst - Postfach 1109, 3102 Hermannsburg

Sehr lesenswert ist auch die Autobiographie von Naboth Mokgatle: Autobiography of an unknown African C. Hurst & Company, London, 1971. Das Buch ist leider nur in englischer Sprache erhältlich, aber durchaus lesbar und verständlich. beziehen kann man es über die Buchhandlung Häntzschel in Göttingen.

Mokgatle schildert seine Kindheit bei Rustenburg, Geschichte und Gebräuche seines Stammes, Veränderung des Lebensstiles unter dem Einfluß der Weißen. Wir erfahren von seinem Leben in Pretoria, Entstehung der Apartheidsgesetze, seine zunehmende Politisierung, Mitarbeit in Partei- und Gewerkschaftsorganisationen schwarzer Afrikaner, über Arreste und Gefängnisstrafen und schließlich von seiner Auswanderung nach Großbritannien.

Einen knappen Einstieg in "schwarze Theologie" gibt der anglikanische Bischof Desmond Tutu anhand alttestamentlicher Texte in Versöhnung ist unteilbar, Jugenddienst-Verlag, Wuppertal, 1977.

John W. Taylor: Du findest mich, wenn Du den Stein aufhebst. Chr. Kaiser Verlag, München, 1965
Taylor beschreibt die religiöse Erfahrungs- und Vorstellungswelt des (vorchristlichen) Afrikaners und versucht herauszufinden, wie dahinein das Evangelium neu gesagt werden kann.

Dabei geht es auch um die Fragen
Wie sehr m u s s man das Evangelium verändern, damit seine Botschaft von Menschen einer anderen Kultur verstanden werden kann?

Wo findet diese Veränderung ihre Grenzen, wenn die Botschaft Jesu nicht ihre innere Identität verlieren soll?

...und nun noch etwas be-schau-liches zum Schluss:

Theo Sundermeier: Südafrikanische
Passion Aussaat-Verlag, Wuppertal, 1977
Linolschnitte von Azariah Mbatha hat Sundermeier mit biblischen Texten und kurzen Betrachtungen zusammengestellt.

Azariah Mbatha

**Mose schlägt
Wasser aus dem
Felsen "Trinkt
und seid
zufrieden"**



Anke Schopf

HERR, WIR WEINEN

Herr, wir weinen
für unsere Brüder und Schwestern in Südafrika.
Bitte, erhöhe ihr Schreien.
Nimm die Toten in Deine Herrlichkeit auf
und tröste die Geschlagenen.
Herr,
Südafrika braucht Deinen Heiligen Geist.
Herr,
Deine Kinder sind erschossen worden.
Sie haben sich in ihrem Blut gewälzt und haben geschrien.
Herr,
Deine Kinder haben in gepanzerten Autos gesessen
und haben geschossen.
Herr,
das sind Deine Kinder. So sind wir alle.
Keiner ist besser als der andere.
Der eine geht in diese Kirche, der andere in jene.
Aber sie beten alle beide zu Dir.
Und da sagen sie, der eine sei dreckig und würde stinken.
Und der andere sagt:
Gib mir, was du und deine Vorfahren angebaut haben,
denn es ist mein Land.
Der eine schläft in einem Bungalow, der andere auf der Erde.
Und der Haß zwischen ihnen wächst wie Mais in der Regenzeit.
Herr,
Du bist der Friedenmacher.
Herr,
bitte, bitte, sprich Du mit den Brüdern.
Um das bitten wir Dich
im Namen unseres Erlösers Jesus Christus.
Herr,
wir wollen heute einen fröhlichen Abend machen,
wenn Du uns die Erlaubnis dazu gibst.
Herr,
wir wissen,
andere Menschen sind in Not und Elend
oder stehen gerade vor ihrem Tod.
Wir bitten Dich für sie.
Du bist der Freudenmeister. Sei Du da mit Deinem Trost.
So, und nun komm bitte auch zu uns,
damit wir uns so richtig freuen können.
O komm, Du barmherziger, lieber, freundlicher Gott.
Wir wollen jetzt singen und trommeln und fröhlich sein.
In Deinem Namen beginnen wir.
Amen

Kirchbauprojekt '84 in Mogwase/Bophuthatswana

Du warst doch im Sommer in Südafrika und hast eine Kirche gebaut wie war's denn? - Diese Frage wurde und wird mir immer wieder gestellt und jedesmal suche ich nach einem Einstieg, um die gemachten komplexen Erfahrungen möglichst wahrhaftig und verständlich darzustellen. Am besten ist es wohl, die vielen Eindrücke unter dem Thema der gesamten Fahrt "Kirche bauen" zusammenzufassen. Kirche bauen wollten wir ja im doppelten Sinn des Wortes: zum einen sollte in Mogwase ein Kirchengebäude entstehen und zum anderen ging es darum, Verbindungen zur südafrikanischen Kirche zu knüpfen und damit am Bau einer weltweiten Kirche teilzuhaben.

Die Frage zu ersterem Vorhaben "Wie war es auf der Baustelle?" läßt sich recht klar beantworten: Wir waren eine gute Arbeitsgemeinschaft, die Arbeit hat uns Spaß gemacht und wir haben in 5 Wochen fast den Rohbau geschafft. Ende der ersten Woche waren der Bauplatz vermessen, die Fundamentgräben ausgehoben und mit Beton verfüllt und das erste Viertel des Sockels fertiggestellt. Sogar der erste Nagelbrettbinder für das Dach war schon fertig. Die Beschaffung der Baumaterialien stellte sich als sehr unkompliziert heraus. Nach vier Wochen konnten wir einen Dankgottesdienst unter dem gerichteten Dach feiern, für uns ein Höhepunkt des ganzen Projekts. Das alles war möglich, obwohl nicht ständig alle zu jeder Zeit auf dem Bau arbeiten mußten, sondern auch die Möglichkeit hatten, mit dem uns zur Verfügung gestellten VW-Bus des Church Centre kleine Ausflüge zu unternehmen, z. B. nach Mmabatho, der Hauptstadt von Bophuthatswana, oder zu einer Schule in der Nähe oder auch zu einer Bauausstellung. Die Zusammenarbeit mit den Südafrikanern wäre noch besser gewesen, wenn wir bessere Englischkenntnisse gehabt hätten, so lag es immer näher, zunächst jemanden auf deutsch um die Erledigung einer Arbeit zu bitten.

Der zweite Aspekt unseres Projektes ist weitaus schwieriger zu beurteilen, da wir keine "handgreiflichen" Ergebnisse haben. Während der Bauzeit haben wir in den ersten beiden Wochen mit jeweils neun Studenten aus dem Theologischen Seminar der ELSCA aus Marang zusammengelebt und -gearbeitet, in dieser Zeit wurden viele Gespräche über die Situation in Südafrika und in Deutschland geführt. Fragen und Anregungen kamen dabei stets von beiden Seiten und die Gespräche waren von gegenseitiger Offenheit geprägt. Mit den insgesamt sechs Pastoren, Evangelisten und Jugendlichen aus verschiedenen Gemeinden der ELSCA,

die die ganze Zeit über auf der Baustelle mitarbeiteten, entwickelte sich der Kontakt erst nach und nach und war ebenfalls sehr gut. An den Wochenenden unternahmen wir mehrere kleine Reisen in umliegende Gemeinden, um die ELSCA auch in ihrem Ganzen etwas mehr kennenzulernen. So waren wir bei Dieter Mascher in Bobuampya, als Teilnehmer auf einem Bläserfest in Jericho (in unserer Gruppe waren fünf Bläser, die als tatkräftige Unterstützung auf dem Fest gern gesehen waren), bei Heinrich und Gisela Bamann in Ga-Rankuwa und natürlich auch in Mogwase selbst. Meistens bestanden die Besuche hauptsächlich aus der Teilnahme am Gottesdienst, weitergehende Kontakte mit Gemeindegliedern wären vielleicht möglich gewesen, wenn wir jeweils ab Samstag dort gewesen wären und z. B. einzeln in Familien übernachtet hätten. So wurden wir mehr oder weniger als Gruppe "herumgezeigt". Gut war aber, daß wir in den Gottesdienst immer sofort mit einbezogen wurden, wie es dort üblich ist: jede Gemeindegruppe singt ein oder zwei Lieder und stellt sich damit vor, Gäste werden natürlich auch dazu aufgefordert.

Mir fiel auf, daß der Gottesdienst dort mehr als hier das Zentrum der Gemeindegemeinschaft ist. Er ist viel lebendiger als hier, weil jeder nicht nur Anteil nimmt an dem, was vorn geschieht, sondern auch Anteil gibt. Von dieser Lebendigkeit der Gottesdienste hätte ich gerne etwas hierher mitgenommen!

Ich denke, daß uns, die wir in Afrika waren, dieser Besuch angestoßen oder bestärkt hat, auch hier in Deutschland mehr für den Aufbau der Kirche zu tun. Wir hatten durch die Fahrt die Gelegenheit, Kontakte zu Südafrikanern zu knüpfen und ein gegenseitig bereicherndes Gespräch zu beginnen, was wir jetzt daraus machen (Kontakte ausbauen, neue suchen, auch auf anderen Wegen als gegenseitigen Besuchen), liegt an uns.

Bertram Heyn

.....

**WIR KÖNNEN AUF DIE DAUER
KEINE EIER BLEIBEN
ENTWEDER WERDEN WIR AUSGEBRÜTET
ODER - FAUL .**

C . S . LEWIS